

Der große Kabbalist Eliphas Lévi

Rikola Verlag


VELUT ARBOR ÆVO



ELIPHAS LÉVI

ROMANE UND BÜCHER DER MAGIE

HERAUSGEBER
GUSTAV MEYRINK



RIKOLAVERLAG
WIEN · BERLIN · LEIPZIG · MÜNCHEN
1 9 2 2

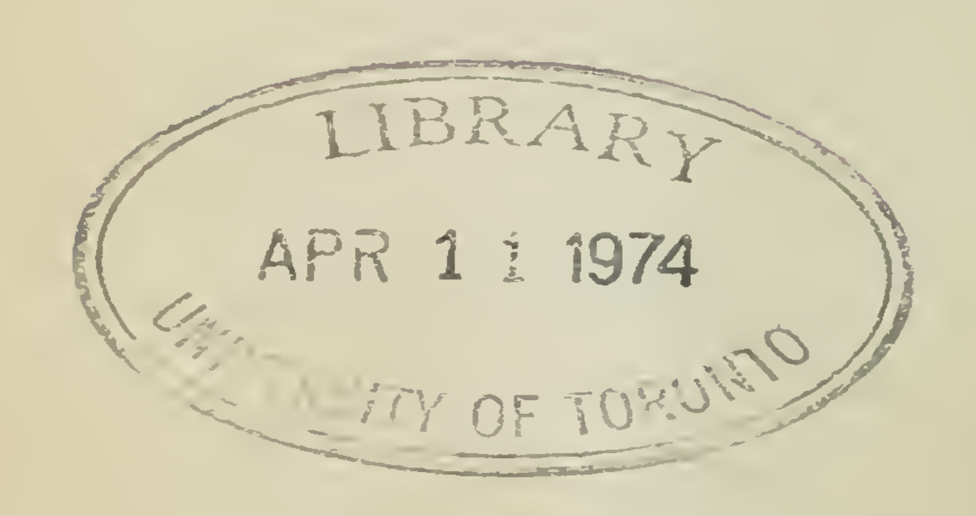
ELIPHAS LÉVI
DER GROSSE KABBALIST UND SEINE MAGISCHEN WERKE

VON

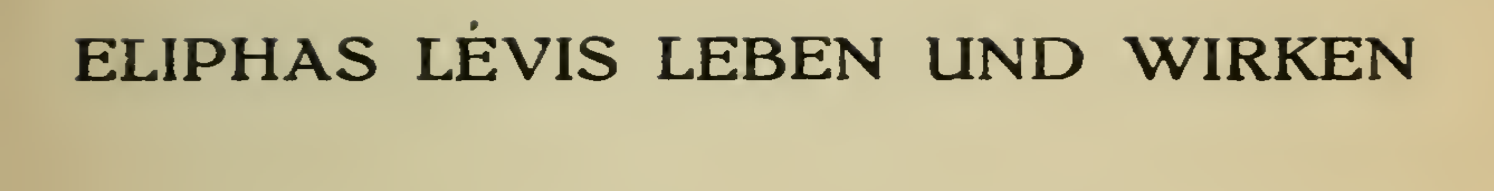
R. H. LAARSS



RIKOLAVERLAG
WIEN · BERLIN · LEIPZIG · MÜNCHEN
1 9 2 2



Druck der Gesellschaft für graphische Industrie, Wien VI



ELIPHAS LÉVIS LEBEN UND WIRKEN



VORWORT

Mit dem hier vorliegenden zweiten Bande der Serie „Romane und Bücher der Magie" bringe ich die Lebensgeschichte sowie Auszüge aus den Lehren eines der merkwürdigsten Menschen, die sich auf dem Gebiete des Okkultismus einen bleibenden Namen geschaffen haben, — eines französischen Abbés namens Louis Constant (Eliphas Lévi ist sein kabbalistisches Pseudonym) zur Veröffentlichung.

Welch sonderbares Spiel des Schicksals!: Vor hundertfünfzig Jahren noch wurden auf Befehl der Inquisition Hexen und Hexenmeister zu tausenden auf dem Scheiterhaufen verbrannt, und kaum ein Menschenalter später — um die Mitte des XIX. Jahrhunderts — tritt aus demselben katholischen Klerus ein Mann hervor, Abbé Louis Constant, und wird zum Bannerträger und Propheten für viele — nennen wir sie ruhig: kabbalistische Zauberlehrlinge und -meister.

„Die Zeit der Wunder ist vorüber", hat Martin Luther gesagt; hätte er im XIX. Jahrhundert ge-

lebt, schwerlich wäre dieser Ausspruch aus seinem Munde gekommen.
Ich glaube, wenn tausend Jahre verflossen sein werden, wird man das XIX. Jahrhundert — was die Offenbarungen einer „jenseitigen Welt" betrifft — in einen Nimbus gehüllt sehen, der wenig zurückstehen dürfte hinter jenem des Zeitalters der Evangelien.
Im Jahre 1848 entstand, ausgehend von einem seltsamen Spukbegebnisse in einer kleinen Stadt Nordamerikas, die geistige Bewegung des Spiritismus. Die Brücke war geschlagen zwischen dem Reiche der Toten und den Lebendigen.
Ein geistiger Präriebrand wehte seine Flammen bis herüber nach Europa; heute noch lodert er und hat Millionen von Menschenherzen ergriffen. Phantome sprechen durch Klopflaute ähnlich wie durch Telegraphenapparate, reden durch den Mund der Medien, geben sich kund durch automatisches „Schreiben", werden unter gewissen Vorbedingungen stofflich sichtbar, greifbar. Und alle behaupten sie, sie seien die Geister der Abgeschiedenen.
Wenige Jahre, nachdem diese spiritistische Bewegung losgebrochen war, traten wie auf den Kommandoruf einer abwehrenden, unsichtbaren Macht zwei Personen in Europa auf den Plan: Eliphas Lévi in Paris und die Russin Helene Petrowna Bla-

watsky, die Gründerin der theosophischen Gesellschaft in London.
Beiden — so verschieden auch in vielen Punkten ihre Lehren sind — war der Warnungsruf gemeinsam: Hände weg von allem, was Spiritismus heißt!
Um beide scharte sich bald ein großer Kreis von Anhängern und Schülern.
Die um Frau Blawatsky sagten: „In Indien und Tibet leben Meister, sogenannte Mahatmas, begabt mit Wunderkräften, und die Zeit ist da, wo ihre Lehre, die zum Übermenschentum führt, für den Westen offenbar wird."
Die um Eliphas Lévi aber sagten wie Rabbi Akiba: „Alles ist schon dagewesen. Wir haben die Überlieferung; die Juden haben sie uns aufbewahrt in ihrer Geheimlehre ‚Kabbala'; auf die Juden ist sie vor alters übergegangen von den Ägyptern und Chaldäern; in geheimen Orden und Brüderschaften, wie den Rosenkreuzern und den hermetistischen Alchimisten, hat sie im Verborgenen weitergelebt bis heute, und wir sind die Erben."
Um klarzulegen, worin die wesentlichen Unterschiede beider Lehren bestehen, wäre es nötig, ein dickes Buch zu schreiben; es genügt zu sagen: Die Blawatskytheosophen behaupten, daß das Tier sich zum Menschen und der Mensch sich zu einem gottähnlichen, geistigen Wesen entwickle, während die

um Eliphas Lévi an der alttestamentarischen Überlieferung festhalten: „Aus einem Tier kann niemals ein Mensch werden, und vor dem Sündenfall war der Mensch gottähnlich und Herr über die Natur; er kann es wieder werden durch Belehrung und Erziehung seitens gewisser unsichtbarer Wesen (Engel usw.), die in seine Nähe zu ziehen möglich ist durch gewisse theurgische Beschwörungen wie durch hingebungsvolles Studium kabbalistischer Bücher.

An sich scheint es nun belanglos, wer von beiden theoretisch recht hat, wenn nicht eben die Wege zur Praxis verschieden wären, die sich aus den vorgeschriebenen Glaubensrichtungen ergeben müssen.

Ziehen wir die Spiritisten hinzu, so hören wir diese sagen: „Laß dich von den Geistern der Toten belehren, aber sei auf der Hut, daß du nicht ‚Lügengeistern' in die Hände fällst!"

Befragen wir die Kabbalisten aus der Schule Eliphas Lévis, so erfahren wir: „Es gibt auch Teufel, die die Gestalt von Engeln, ja sogar die Christi (!) vortäuschen können, um den Lernenden ins Verderben zu stürzen." (Siehe das Kapitel von dem Sektierer Vintras in dem vorliegenden Buche.)

Und die Blawatskytheosophen lehren: „Nur die indischen Mahatmas können dich führen; alles andere ist Gift"; genau so, wie die Katholiken, die den Weg der Heiligung gehen, darauf schwören: „Jesus Christus allein kann dich erretten."

Wer die Lebensgeschichte der Blawatsky genau kennt (und nur sehr wenige kennen sie!), der weiß, daß Frau Blawatsky einst e i n e m Menschen gegenüber wörtlich zugab: „Es ist furchtbar, daß mir zuweilen ein Mahatma erscheint, den ich für den wahren Meister halte, während ich später zu meinem Entsetzen erkennen muß, daß es ein Dämon war, der sich unter seiner Maske verbarg."

Wohin wir also blicken: überall die Gefahr, schmählich betrogen zu werden!

Eliphas Lévi behauptet, man könne durch sorgfältiges Studium kabbalistischer Schriften und durch Einleben in ihre Theorien die Kennzeichen lernen, an denen „Gift" von „Balsam" zu scheiden ist.

Sollten diese Kennzeichen wirklich verläßlich sein?! (Ich spreche hier nur zu jenen, die sich praktisch auf okkulte Wege begeben haben.) Sollte es nicht besser sein, man beherzigt den fundamentalen Satz des großen deutschen mittelalterlichen Okkultisten Agrippa von Nettesheim, der da sagt:

Nos habitat non tartara, sed nec sidera coeli, spiritus in nobis, qui viget, illa facit.

Ins praktische übersetzt:

„Verlaß dich einzig und allein nur auf die Inspirationen deines eigenen unsterblichen Ichs!"

*

In dem vorliegenden Buche über Eliphas Lévi wird der Leser die Andeutung finden, daß Abbé Constant vermutlich in einen geheimen Orden aufgenommen und in gewisse „Mysterien“ eingeweiht worden sei. Wie steht es nun mit solchen Orden? Existieren sie wirklich, sind sie eine Fälschung oder eine Fiktion?
Ich kann hier einigermaßen aus eigener Erfahrung sprechen. Ja, es gibt solche Orden; aber wer glaubt, daß ihre Mitglieder etwas ganz Besonderes könnten oder wüßten, der irrt sich gewaltig.
Fast nur Spreu ist da zu finden; alte, geheimnisvolle — gewiß auch sehr interessante — Originalmanuskripte von wahrhaft Wissenden in den Archiven, aber wer sie sorgfältig studiert, der kommt zur Überzeugung:
Von Menschenmund ist noch keiner „eingeweiht“ worden; die wahre Einweihung fließt nur aus unsichtbarer Quelle und „Rezepte“, die man verraten oder stehlen könnte, gibt es nicht.“
Wie ich in der Vorrede zum ersten Band der Serie — „Sri Ramakrischna, der letzte indische Prophet“ — bereits sagte, kann man einen klaren Überblick des okkulten Gebietes nur erlangen, wenn man es von allen Seiten betrachtet und überdenkt.
Eine, aber nur e i n e Seite davon heißt „Eliphas Lévi und seine Lehre“; Lévi aber war sicherlich

einer der ganz wenigen, dessen „Einweihung" von oben kam; man muß nur das wegzulassen verstehen, was ihm als ehemaligem katholischen Priester anhaftete.

Starnberg, im Herbst 1921

GUSTAV MEYRINK



Nennt man die besten Namen, so wird auch der seine genannt" — das darf man mit voller Berechtigung sagen, sobald von jenen wirklichen „Meistern der Geheimwissenschaften" die Rede ist, die ihre Lebensaufgabe in der Erforschung übersinnlicher Kräfte und Dinge sahen und uns die Resultate ihres Suchens in ihren Werken zur Prüfung und Ergänzung in verständlicher Form hinterlassen haben.

Einer der wenigen „Großen" auf diesem Gebiet ist der weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus bekannte und von den zeitgenössischen wie von späteren Gelehrten hochgeschätzte französische Kabbalist und Hebraist, der Abbé Alphonse Louis Constant, der unter dem hebraisierten Namen Eliphas Lévi-Zahed um die Mitte des vorigen Jahrhunderts seine okkulten Werke schrieb, die noch heute zu den besten auf dem Gebiete der Magie zählen und für jeden, der sich ernsthaft mit okkulten Problemen befassen will, von grundlegender Bedeutung sind.

Da sich in der jetzigen Zeit der Umwandlung aller Werte deutlich eine Neigung zu den, allgemein mit

dem Gesamtwort Okkultismus bezeichneten geistigen Wissenschaften bemerkbar macht, und da viele, von ihrer bisherigen Lebensauffassung nicht mehr befriedigt, am „Suchen“ sind, so darf es als zweckmäßig erachtet werden, diesen „Suchern“ die Werke eines „Meisters der Magie“ jetzt vorzulegen. Da seine Schriften noch niemals in deutscher Sprache veröffentlicht wurden, waren sie von vornherein vielen unzugänglich, und wenn es sich hier auch nur darum handeln kann, die Leser mit den Grundgedanken seiner Lehren und einzelnen besonders interessanten Erfahrungen aus seinem reichbewegten Leben bekannt zu machen, so dürften die nachfolgenden Darlegungen doch genügen, um einen Einblick in die Gedankenwelt und die Richtungen und Ziele, die dieser überragende Kopf verfolgte, zu gewähren. Die restlose Aufklärung der zum Teil sehr auffallenden Widersprüche in seinen späteren Werken und eine umfassende Kritik ist in diesem für die breite Öffentlichkeit bestimmten Buch naturgemäß nicht am Platze und möge den Fachgelehrten vorbehalten bleiben.

Wir wollen damit beginnen, unsere Leser mit dem Lebenslauf und den eigenartigen Schicksalen bekannt zu machen, die uns von Eliphas Lévi überliefert worden sind, wobei wir gleich bemerken müssen, daß über verschiedene Perioden seines Lebens nur ganz dürftige Nachrichten zu ermitteln

waren, ja über einzelne Abschnitte überhaupt keine. Als Unterlagen für unsere Angaben benutzten wir vor allem die Abhandlung Paul Zillmanns in seiner leider nicht mehr erscheinenden Zeitschrift „Neue metaphysische Rundschau", betitelt: „Was wir von Eliphas Lévi wissen" und Arthur Edward Waites „The Mysteries of Magic", ein 1886 in London erschienenes Werk mit dem Untertitel: „A Digest of the Writings of Eliphas Lévi", das in der Einleitung alle Daten aus Eliphas Lévis Leben anführt, die dieser zu den führenden Fachschriftstellern auf dem okkulten Gebiet gehörende Autor durch seine guten Beziehungen zu den französischen Okkultisten in Erfahrung zu bringen vermochte. Weitere Einzelheiten fanden wir in den Werken von Lévis Freund und Schüler Papus (Dr. med. Encausse), in Desbarolles „Les mystères de la main", Stanislas de Guaitas magischen Werken sowie in gelegentlichen kurzen Aufsätzen und Bemerkungen über ihn und seine Schriften in den verschiedensten Zeitschriften okkulter Richtung.

Nach diesen Quellen stammt Eliphas Lévi aus sehr kleinen Verhältnissen; er wurde 1809 als Sohn eines armen Schuhmachers in Paris geboren. Zunächst genoß er keinen regelrechten Schulunterricht, war jedoch bald in seinem Viertel als gescheiter Junge bekannt und beliebt, so daß der Pfarrer seines Bezirkes auf ihn aufmerksam wurde und ihm eine

Freistelle im geistlichen Seminar Saint-Sulpice verschaffte. Hier wurde er zum Priester erzogen und erhielt nach Beendigung seiner Studien, bei denen er besondere Begabung und Vorliebe für die alten Sprachen zeigte, die kirchliche Weihe mit der Verpflichtung zu dauerndem Zölibat.
Er scheint jedoch bald mit seiner vorgesetzten Kirchenbehörde in Zwiespalt über religiöse Fragen gekommen zu sein, denn er wurde, bevor er die höheren Weihen empfing, in ein abgelegenes Kloster strafversetzt, weil er in seinen Predigten mehrfach gegen die Glaubenssätze der katholischen Lehren verstoßen haben sollte.
Aus dieser Zeit berichtet Waite auf Grund der ihm von Lévis langjähriger Freundin, einer Madame Gebhard, gemachten Mitteilung folgende Episode: Der junge Abbé Constant war in einem Teil des Klosters untergebracht, in dem es spuken sollte, und bewohnte dort einen größeren Raum zu ebener Erde, in dem sich nur eine Pritsche als Bett, ein Tisch und ein Stuhl befanden. Als Verpflegung erhielt er wenig mehr als Wasser und Brot. Als er nun eines Abends im Dunkeln vollkommen wach auf seiner Pritsche saß, hatte er plötzlich das Empfinden, als ob eine Anzahl Menschen quer durch den Raum hindurch gingen und am anderen Ende verschwänden. Es war nur eine Tür in seiner Zelle und er konnte auch am folgenden Tag bei genau-

ester Untersuchung keinen zweiten Ausgang feststellen. Nachdem sich seine begreifliche Aufregung gelegt hatte, schlief er schließlich ein, erschrak jedoch nicht wenig, als er beim Erwachen am nächsten Morgen die Gestalt eines Mönches auf seinem Bettrand sitzen sah, da er glaubte, es mit einem Geist zu tun zu haben. Der Mönch beruhigte ihn jedoch, denn er redete ihn sofort an: „Fürchte dich nicht, ich bin keine Erscheinung aus einer andern Welt, ich bin ein wirklicher, lebendiger Mensch und will dir helfen." Tatsächlich wurde dieser Mönch in der Folge gut Freund mit ihm und verschaffte ihm allerhand Vergünstigungen, denn er bekam von dieser Zeit an einen besseren Raum zum Aufenthalt angewiesen, bessere Verpflegung, durfte Licht brennen und erhielt auch Bücher und Schreibmaterial ausgehändigt.

Nach diesen Mitteilungen scheint also die Klosterhaft nicht sehr streng gewesen zu sein, was auch aus der im Jahre 1864 veröffentlichten Novelle „Der Zauberer von Meudon" („Le Sorcier de Meudon") hervorgeht. In dieser reizenden Erzählung, die leider fast garnicht mehr aufzufinden ist, hat er in idealisierter Form seine Erlebnisse während des Aufenthaltes im Kloster geschildert. Er selbst bezeichnet „als nahezu eine Biographie von sich", was er den „Bruder Lubin" erleben läßt, den er für die Untreue seines Weibes mit dichterischer Begabung

belohnt werden läßt, die ihn zur Erkenntnis der okkulten Wissenschaften führt und ihn lehrt, daß der Besitz magischer Kräfte völlige Übereinstimmung zwischen Gott, Mensch und Universum bedingt.

In der Figur der „geheiligten Person des immer frohen Pfarrers von Meudon" hat er dem von ihm hochverehrten Meister François Rabelais ein Denkmal gesetzt, den er dort als „den erhabenen Magier von überragendem Wissen in einem Jahrhundert des größten Fanatismus und der ungesundesten Ausschweifungen" bezeichnet. In Madeleine, der reizenden blonden Jungfer dieser Novelle, schildert er seine ehemalige Frau, die ihn, wie wir im weiteren Verlauf dieser Schilderung sehen werden, eines Tages plötzlich verließ und durch nichts, selbst nicht durch eine von ihm vorgenommene Beschwörung mit Hilfe des Luzifer, zu bewegen gewesen war, wieder zu ihm zurückzukehren.

Wir wollen nun den Lebenslauf unseres Helden nach seiner Entlassung aus der Klosterhaft weiter verfolgen.

Wie sein Freund Desbarolles, der bekannte Begründer der Chiromantie, von dem noch später die Rede sein wird, berichtet, fand unser junger Priester Constant nach seiner Rückkehr in die Welt keine Befriedigung mehr in seiner beruflichen Tätigkeit, sein Geist ging andere Bahnen; es stellten sich

bei ihm schwere Zweifel an den Dogmen der katholischen Kirche ein, er geriet in ernsthafte Zwistigkeiten mit seinen Oberen und wurde schließlich aus dem Institut und aus der Kirche ausgestoßen.
Über die nächsten Jahre seines Lebens liegen keinerlei authentische Nachrichten vor. Er scheint sich dann an einen gewissen Paul Augnez, auch Alphons Esquiros genannten Schriftsteller angeschlossen zu haben, der 1839 einen Roman „Der Magier" veröffentlichte und auch eine Schule für Magie begründete, die vielleicht den ersten Anstoß zu Studien in dieser Richtung bei dem jungen feurigen Ex-Priester hervorrief.
Beide wurden um diese Zeit, wie Zillmann berichtet, bei einem seltsamen Heiligen mit Namen Ganneau eingeführt, der sich für eine Inkarnation Ludwigs XVI. hielt, in Frauenkleidern umherlief und eine Art von politischem Illuminismus predigte. Dessen freiheitliche Ideen scheinen den jungen Constant vollkommen gefangen genommen zu haben; er veröffentlichte verschiedene Schriften mit sozialistischen Tendenzen, darunter eine Propagandaschrift „Le Testament de la Liberté", die den Umsturz predigte und ihm 6 Monate Gefängnis eintrug. Nach dieser Zeit wanderte er in der Provinz umher und hielt Vorträge, kehrte aber, da die Sache seines Vorbildes Ganneau keinerlei Resultate zeitigte, enttäuscht nach Paris zurück.

Er selbst sagt in seinem „Dogma der Hohen Magie“ (S. 325) über diesen Abschnitt seines Lebens: „Im Jahre 1843 reiste ich als Apostel und sprach zum Volk, wurde aber von übelwollenden Leuten verfolgt, kurz, ich war geehrt und geächtet zugleich; 1847 wurde ich gewaltsam von meiner Familie getrennt, woraus für mich und die Meinen viel Leid folgte.“

Jedenfalls fällt in diesen Abschnitt seine übereilte Heirat mit einem bildhübschen 16jährigen Mädchen, Fräulein Noemy, die er unter großen Schwierigkeiten (wegen seines Zölibatgelübdes) gegen den Willen der Eltern des Mädchens durchsetzte. Diese Ehe verlief so unglücklich wie nur möglich; zwei Kinder starben den Eltern kurz hintereinander in jugendlichem Alter, und die Frau ging eines Tages auf und davon. Es kam zur Scheidung, und Frau Constant, die nicht nur eine Schönheit, sondern auch eine talentierte Bildhauerin war, widmete sich ganz ihrer Kunst. Sie hat sich später unter dem Namen Claude de Vigny einen berühmten Namen gemacht; von ihr modellierte Büsten wurden in den Pariser Salons ausgestellt und fanden große Anerkennung. Nach dem deutsch-französischen Krieg (1872) heiratete sie nochmals, einen gewissen Ronère, Mitglied des Parlamentes; über ihr ferneres Leben sind keinerlei Nachrichten vorhanden.

Der tragische Ausgang seiner Ehe hatte Constant

sehr unglücklich gemacht und scheint ihn zu noch vertiefteren okkulten Studien getrieben zu haben, wenn er auch mit solchen noch nicht an die Öffentlichkeit trat. Zunächst finden wir ihn als Mitarbeiter an der theologischen Encyklopädie des Abbé Migne, in der 1851 sein „Dictionnaire de la litérature Chrétienne" als selbständige Arbeit erschien. In diesem Werk ist noch nichts von okkulten Ideen oder Anschauungen zu finden; er selbst erwähnt das Jahr 1851 mit der Bemerkung: „1851 hatte ich geringe, aber genügend einträgliche Beschäftigung, mit einigen Hindernissen, die mit meiner Stellung zusammenhingen." („Dogma" S. 321.) Um diese Zeit muß er aber schon einer okkulten Gesellschaft angehört haben, denn bereits 1854 erschien sein großes Werk „Dogma der Hohen Magie" („Dogme de la Haute Magie"), dessen zweiter Teil „Ritual der Hohen Magie" („Rituel de la Haute Magie") zwei Jahre später, 1856, folgte. Er gibt uns darin ein vollständiges Bild seines umfassenden Wissens und gewährt uns einen tiefen Einblick in seine philosophischen und religiösen Anschauungen. Im ersten Teil („Dogma") stellt er die kabbalistischen und magischen Lehren in ihrer Gesamtheit dar, im zweiten, dem „Ritual", gibt er eine ausführliche Erklärung und Anweisung zur zeremoniellen Magie. Dieses Werk, das ihn mit einem Schlage in die erste Reihe der Okkultisten stellte, konnte nur ein

Eingeweihter schreiben, der die zeremonielle Magie und die okkulte Philosophie meisterhaft beherrscht. Lévi selbst berichtet, daß er im Jahre 1854 mit guten Empfehlungen nach London reiste, wo er bereits einen geachteten Namen als Okkultist hatte und wo er die später berühmt gewordene Beschwörung des Geistes des Apollonius von Tyana ausführte. (Wir bringen im 3. Kapitel dieses Buches eine ausführliche Schilderung dieser Zitation.)
Paul Zillmann ist der Ansicht, daß Lévi den zweiten Teil dieses vorerwähnten Werkes („Ritual der Hohen Magie") erst n a c h 1854 vollenden konnte, nachdem er eine bestimmte Einweihungsstufe in dem rosenkreuzerischen Kreise, der ihn zu sich heranzog, erreicht hatte; Waite dagegen behauptet, daß ursprünglich bereits 1854 beide Teile vollendet waren und sehr zu ihrem Schaden einzeln veröffentlicht wurden.
Waite glaubt auch Beweise dafür zu haben, daß Lévi mit dem als Rosenkreuzer geltenden und besonders durch seine beiden Romane „Zanoni" und „Eine seltsame Geschichte" bekannt und berühmt gewordenen Schriftsteller Lord Lytton Bulwer bekannt war, denn er glaubt aus der Übereinstimmung der mysteriösen Kraft „Vril" in Bulwers „Geschlecht der Zukunft" mit der „Universalkraft des Astrallichtes" in Lévis Werken folgern zu können, daß Bulwer die Schriften dieses seines kabbalisti-

schen Zeitgenossen gekannt haben müsse. Um dies festzustellen, wandte sich Waite an den Sohn Bulwers, den derzeitigen Earl of Lytton und bat um Aufklärung. Dieser teilte ihm daraufhin mit, daß seiner Ansicht nach sein verstorbener Vater wahrscheinlich in Paris oder Nizza mit Eliphas Lévi persönlich bekannt geworden sei; auch befänden sich in der Bibliothek seines Vaters ein Exemplar der Werke Eliphas Lévis, augenscheinlich ein Geschenk des Autors, sowie ein Brief, in dem von der Existenz einer Universalkraft und der Art ihrer Anwendung die Rede sei. Das Jahresdatum dieses Briefes, der nur: „Sonntag, den 10. April" überschrieben sei, fehle und der Stil lasse nur auf eine oberflächliche Bekanntschaft schließen.
Wenn sich auch aus diesen Angaben nicht mit Sicherheit eine Bekanntschaft Lévis mit Bulwer ergibt, so sind sie immerhin wertvoll genug, um festgehalten zu werden, denn sie lassen doch wenigstens den Schluß zu, daß Lévi Beziehungen zu dem Kreise suchte oder hatte, dem Bulwer angehörte, und der nach Zillmanns Angaben ein rosenkreuzerischer gewesen ist, und in der Folge wiederholt eine Rolle in der Entwicklung der englischen Freimaurerei und des Okkultismus in England gespielt hat. Nach dem schon erwähnten zweibändigen Werk „Dogma und Ritual der Hohen Magie" erschienen 1860: „Die Geschichte der Magie" („L'Histoire

de la Magie"), 1861: „Der Schlüssel zu den großen Mysterien" („La Clef des Grands Mystères"), 1861: eine zweite Auflage des „Dogma und Ritual" sowie „Fabeln und Symbole" („Fables et Symboles"), 1864: die Novelle „Der Zauberer von Meudon", von der wir ebenfalls schon gesprochen haben, und „Die Wissenschaft von den Geistern" („La Science des Esprits"). In dieser „Wissenschaft von den Geistern" eifert er gegen das Tischrücken und gegen den Spiritismus, den er so, wie er in der damaligen Zeit aufgefaßt wurde, überhaupt verabscheute. Er pflegte zu sagen: „Die Medien und Spiritisten sind wie Kinder, die mit brennenden Zündhölzern auf einem Faß voll Pulver spielen, das jeden Augenblick explodieren und sie vernichten kann."

Von 1865 ab kamen keine größeren Arbeiten, das okkulte Gebiet betreffend, heraus, nur ein kleiner Auszug aus dem Sohar, „Das Buch des Glanzes" („Le livre de la Splendeur") und sein „Okkultes Testament" („Le Grand Arcane"), das eine Verherrlichung des Christentums darstellt, sind uns erhalten geblieben. In letzteren beiden Werken finden wir eine vollständige Schwenkung Lévis zum Christentum, speziell zur katholischen Kirche, die ihn einst ausgestoßen hatte; diese Umkehr ging so weit, daß er hier seine früheren okkulten Werke förmlich

widerrief mit der Begründung: Dadurch, daß Christus in die Welt gekommen, sei alle Magie ein- für allemal ausgetilgt (Zillmann).
Wir kommen auf diesen Umschwung Lévis und seine Rückkehr zur Kirche bei der Würdigung seiner Persönlichkeit noch ausführlich zu sprechen, wollen jedoch vorher der Vollständigkeit wegen noch einige seiner Schriften anführen. Es sind außer einer großen Anzahl bisher unveröffentlicht gebliebener Briefe auch einige wertvolle Belehrungen Lévis an ihm nahestehende Freunde und Schüler vorhanden. Papus veröffentlicht in seiner „Kabbala" zehn Briefe Eliphas Lévis an seinen Schüler M. Montaut und in den beiden letzten Jahrgängen der französischen okkulten Zeitschrift „Le Voile d'Isis" fanden wir eine Herausgabe seines Briefwechsels mit dem Baron B. Spedalière, auf den schon oft hingewiesen wurde. Beide Briefserien sind Abhandlungen über die Kabbala und enthalten im wesentlichen eine kurz zusammengefaßte Darstellung und teilweise Erläuterung der in seinen Werken verteilten Lehren der Magie. Ein nachgelassenes Werk, das eine Verquickung sozialer und geheimwissenschaftlicher Ideen darstellt, soll (nach Waites Angaben) von ihm anonym in Amerika veröffentlicht worden sein, doch konnte dies nicht mit Sicherheit festgestellt werden. Ein anderes nachgelassenes Werk, „Das Buch der Weisen" („Le Livre des Sages"), erschien

1911 als Beilage der schon erwähnten Zeitschrift „Le Voile d'Isis". Im ersten Teil enthält es in Form von Dialogen eine Erklärung der religiösen und philosophischen Streitfragen des 19. Jahrhunderts, im zweiten deren Begründung und einige Aphorismen, bei denen sich Meister Lévi nach seiner Angabe unter Ausschaltung jeder Phantasie und Phrase nur von dem Gefühl für Gerechtigkeit und Wahrheit leiten ließ. Er tritt hier für die „von dem größten Katholiken des 18. Jahrhunderts", dem Grafen Joseph de Maistre, als für die Welt nötig bezeichnete neue Offenbarung ein und „erwartet" von dieser eine Vereinigung von Wissen und Dogma, von Autorität und Freiheit, von Vernunft und Glauben. —
In diesen „Erwartungen" finden wir gleichzeitig seine Lebensauffassung, das Ziel seines ganzen Wirkens und Strebens ausgesprochen und damit den Schlüssel zu seiner Persönlichkeit, von der wir jetzt reden wollen.
Bei der Beurteilung dieses „inkarnierten Paradoxon", wie ihn seine Zeitgenossin H. P. Blawatsky, die bekannte Theosophin, nannte, müssen wir vor allem die Zeitströmung berücksichtigen, in der er, höheren Aufgaben gemäß, zu wirken bestimmt war.
Er lebte in einer Periode des Überganges. Als um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die okkulte Strö-

mung in Frankreich ins Stocken geriet, und die Geheimschulen trotz der in ihnen steckenden Kraft und der bedeutenden Köpfe, die in der Bewegung tätig waren, keinerlei befruchtenden Einfluß mehr ausüben konnten, und als gleicherweise die Freimaurerei in das materialistische, beziehungsweise politische Gebiet einzuschwenken begann, zu dieser kritischen Zeit trat der bis dahin in diesen Kreisen nicht hervorgetretene Abbé Constant mit seinem ersten okkulten Werk vor die Öffentlichkeit.

In diesem Erstlingswerk („Dogma und Ritual") setzt er die Tradition der „hermetischen" Schule fort geht bis auf ihren Ursprung zurück und enthüllt alle ihre bis dahin verschlossenen Lehren. Er rollt eine Reihe der verwickeltsten okkulten Probleme auf zu einer Zeit, wo diese Fragen kein Gegenstand des öffentlichen Interesses sein konnten; allein und ohne jede Hilfe, ohne sich an seine Zeitgenossen anzulehnen, tritt er vollständig selbständig auf den Plan. Um dieses Werk schaffen zu können, mußte er nicht nur eine große Begabung, Ausdauer, Fleiß und einen glühenden Forschergeist besitzen, er mußte auch intuitiv veranlagt sein und menschliche Schwächen und Leiden nicht nur selbst erfahren, sondern auch überwunden haben. Seine Feuernatur konnte sich den ihm als Priester gesteckten Grenzen nicht anpassen, sie verlangte auch äußerliche Freiheit; er verheiratet sich, verliert Frau und Kinder und wird

durch diese Schicksalsschläge zu seiner eigentlichen Aufgabe, dem Studium der Geheimwissenschaften, hingeführt. Infolge seiner glänzenden intellektuellen Anlagen und späteren seelischen Entwicklung gelangt er nach mancherlei Irrwegen zur inneren Harmonie, findet die notwendige Führung und wird in die Geheimnisse einer okkulten Bruderschaft, die sich Rosenkreuzer nennen, eingeweiht. Der Zeitpunkt dieser Einweihung ist nicht genau festzustellen gewesen, wir dürfen ihn aber mit einiger Wahrscheinlichkeit in das Jahr 1850 oder 1851 verlegen. Von seinem späteren Freund und Schüler Papus wissen wir, daß er 1853 eng mit Wronski verbündet war, der die damals herrschende hermetische Schule vertrat. Die Lehren dieser Schule hat Eliphas dann in seinen späteren Werken weiter ausgebaut.

Wodurch er sich die notwendigen Existenzmittel in diesen Jahren erworben hat, ist unklar; daß seine Werke ihm diese nicht eingebracht haben können, ist wohl mit Sicherheit anzunehmen. Dies geht auch aus einer Bemerkung im 11. Kapitel des „Dogma" deutlich hervor. Er nennt sich dort einen armen und unbekannten Gelehrten und sagt: „Das erhabenste Wort wird heutzutage nicht gehört, wenn es nicht unter der Bürgschaft eines Namens hervorgebracht wird, d. h. eines Erfolges, der einen materiellen Wert darstellt. Wieviel ist ein Manuskript wert?

Soviel als im Buchhandel der Name des Autors gilt! Man fragt heutzutage nicht, w a s sagt man, sondern ‚w e r' hat das gesagt?"

Hiernach scheint er das Los seiner Vorbilder Agrippa, Raymund Lullus, Nicolaus Flamel, Paracelsus u. a. geteilt zu haben, die alle arm an materiellen Gütern waren. Immerhin muß er nach dem Erscheinen seiner Hauptwerke doch in ganz guten Verhältnissen in Paris gelebt haben, wie aus den Schilderungen der schon einmal erwähnten Madame Gebhard zu ersehen ist. Das in der „Neuen metaphysischen Rundschau" (Jahrgang 1911, Heft 3) wiedergegebene Porträt, das nach einer Photographie aus dem Besitze des Herrn Charot, eines direkten Schülers des Meisters, angefertigt ist, zeigt ihn im Alter von etwa 60 Jahren als kräftige untersetzte Figur mit starkem Vollbart und in halb priesterlichem, halb magierhaftem Gewand, eine ehrfurchtgebietende und vertrauenerweckende Persönlichkeit darstellend. Er muß auch als Magier in Paris in weiteren Kreisen bekannt gewesen sein, denn wie wir später sehen werden, war er in den verschiedensten gesellschaftlichen Schichten sehr geschätzt und sein Rat und seine Hilfe waren sehr begehrt.

In seinen letzten Lebensjahren hat er wirklich Not gelitten und mußte, um sich zu ernähren, sogar Handel treiben, und zwar besaß er ein kleines Früchte-

geschäft, das ihm das wenige, was er für seine bescheidene Lebensweise benötigte, einbrachte. Diese bisher nirgends erwähnte Tatsache, die beschämend genug für seine hochstehenden Freunde ist, die ihn nach seinem Ableben nicht genug preisen und loben konnten, war uns schon vor Jahren mitgeteilt worden und ist uns kürzlich von einem noch lebenden Hochgradmaurer, der zu dieser Zeit als junger Mann in Paris lebte und sich Lévis genau erinnert, bestätigt worden, so daß wir keinen Grund haben, an der Wahrheit dieser Tatsache zu zweifeln. —

Wir wollen nunmehr auf die schon angedeutete völlige Änderung seiner Ansichten und seine in den letzten Jahren vollzogene Rückkehr in den Schoß der alleinseligmachenden katholischen Kirche eingehen und versuchen, den Schlüssel zu diesem Schritt zu finden, der leider geeignet ist, uns das Charakterbild dieser prominenten Persönlichkeit zu trüben.

Motive des persönlichen Vorteils können wir nicht annehmen, denn Meister Lévi lebte ja gerade in den letzten Jahren in dürftigen Verhältnissen, auch Alterserscheinungen können ebensowenig die Ursache gewesen sein, denn bei einem Gelehrten, der noch in den letzten Jahren durch seine in blendendem Stil geschriebenen Werke („Le Livre de la Splendeur", „Le Grand Arcane" und „Le Livre des Sages") sich auf der Höhe geistigen Schaffens

gezeigt hat, kann von senilen Erscheinungen nicht die Rede sein, um so weniger, als er ja nur ein Alter von etwa 65 Jahren erreicht hat. Es müssen also andere Einflüsse für ihn bestimmend gewesen sein oder — seine Unterwerfung ist nur eine äußerliche, ein Akt der „haute convenance“ gewesen, wie aus gelegentlichen Bemerkungen hervorzugehen scheint, die er scheinbar unabsichtlich in einigen paradoxen Sätzen aufblitzen läßt. Zillmann meint in seiner Charakteristik Lévis, es habe sich leider aus verschiedenen Gründen als unmöglich erwiesen, Lévi tiefer in die Geheimnisse der rosenkreuzerischen Bruderschaft einzuweihen, man vermisse bei ihm die harmonische Kultur, die sich auf allen Gebieten des Lebens bei einem wirklichen Eingeweihten ausprägen müsse, und aus dem tiefen Schmerz darüber, daß er sich den Zutritt zu großer Weisheit verscherzt habe, sei er, durch seine katholische Erziehung prädestiniert, wieder ins christliche Fahrwasser eingeschwenkt, um in irgendeiner Weise über die große Enttäuschung seines Lebens hinwegzukommen. Auch seine Zeitgenossin H. P. Blawatsky habe in späteren Jahren erkannt, daß die Einweihung ihres großen Bruders keine vollständige gewesen sei und habe deshalb im dritten Band ihrer Geheimlehre so absprechend über Eliphas Lévi geurteilt. Hierzu möchten wir bemerken, daß wir auch diese Gründe nicht für stichhaltig ansehen können, wie wir bereits in Heft 5

der Zeitschrift „Magische Blätter" (Jahrgang 1921)*) in einer Abhandlung über diese Frage ausgeführt haben, in der wir schrieben: „Daß Lévi ein Eingeweihter war — und das geben auch seine Widersacher zu — ist unbestritten und daß es dann doch für ihn nur *eine* Wahrheit geben konnte und er weiterer Einweihungen nicht bedurfte, das geht aus seinen Werken mit genügender Deutlichkeit hervor. Ebensowenig kann man annehmen, daß dieser große Kabbalist einem nicht erreichten höheren Ordens*grad* nachgetrauert habe, der für ihn doch nur eine Äußerlichkeit bedeuten mußte, nachdem er sich bereits zur höchsten Erkenntnis durchgerungen hatte."

Was nun die „Erkenntnis" der Theosophin Blawatsky anbetrifft, so können wir ihre abfälligen Äußerungen um so weniger ernst nehmen, als sie in ihrer Scheinlehre Lévis Gedanken vielfach „nachempfunden" hat und als Medium von vornherein als unparteiische Kritikerin ausscheiden muß, weil sie ja selbst nur ein Werkzeug in der Hand von Kräften war, die sie zwar zu beherrschen *glaubte*, von denen in Wirklichkeit aber *sie* sich in völliger Abhängigkeit befand.

Wir möchten unser Urteil dahin zusammenfassen: Eliphas Lévi war ein Gelehrter von außergewöhn-

*) Im Talis-Verlag, Leipzig, 1921.

lichem allgemeinen Wissen — sein Freund Desbarolles nennt ihn „eine lebendige Bibliothek" und den Wissendsten der damals lebenden Okkultisten — ein hoher Eingeweihter der hermetischen Wissenschaften, ganz gleich, welchen Grad er in seinem Orden bekleidet haben mag. Er war von echtem Forschergeist beseelt und seine Werke sind von unschätzbarem Wert für jeden ernstlich Suchenden, denn sie haben mehr als die seiner Vorläufer zur Erhellung der magischen Mysterien beigetragen; mag ihn auch der erklärliche Enthusiasmus des visionären Sehers manchmal auf Irrwege geführt haben, so hat er doch soviel zur Lösung wissenschaftlicher, philosophischer und religiöser Probleme beigetragen und uns eine so hohe Moralphilosophie hinterlassen, daß wir hierin seine wahre Größe verehren müssen. Er hat uns gelehrt, die Religion zu verehren, aber auch der Wissenschaft den Weg zu bereiten, körperliche und geistige Kräfte miteinander in Einklang zu bringen, deren Gleichgewicht Leben und Unsterblichkeit ist; „die Freiheit des einzelnen mit der Notwendigkeit der Dinge" und den göttlichen Privilegien der Selbstaufopferung zu vereinen, das war das erhabene Ziel, das ihm vorschwebte.

Mag seine Unterwerfung unter die Dogmen der katholischen Kirche, von der er einstmals ausgegangen war, nur eine „haute convenance", eine „Pseudo-Ritterlichkeit" gewesen sein, mag er in der

unverfälschten Magie der katholischen Lehre alles das gefunden haben, was er nach seinen durch Erfahrungen gereiften Ansichten als genügend für die große Menge hielt, mag es auch sein, daß er sich als ehemaliger Priester, wie so viele vor ihm, von der sogenannten „Magie der Sakristei" niemals frei machen konnte, mag es auch das Bedürfnis nach Ruhe nach einem reichbewegten Leben gewesen sein, das ihn zu diesem für seine Verehrer überraschenden Schritt veranlaßt hat — seine großen Verdienste als Pionier des Okkultismus bleiben bestehen und haben sich durch seine Schüler weiter bis auf unsere jetzige Zeit ausgewirkt.

Als sein Geist im Jahre 1875 diesen Planeten verließ, um in jene Regionen zu entschweben, in die er visionär so oft hineingeschaut hatte, ließ ihn sein Schüler Papus auf dem Totenbett photographieren und brachte dieses Bild als Zeichen des Dankes gegen seinen großen Lehrer (mit der Unterschrift: Der große französische Okkultist) als Titelbild seines 1891 erschienenen Werkes „Traité méthodique des sciences occultes", das uns beweist, welch begabter Schüler der Verfasser ist und welch großer Gelehrter und Eingeweihter sein dahingeschiedener Lehrer war, über dessen Persönlichkeit noch mancherlei im folgenden Abschnitt bei der Beurteilung seiner Schriften zu sagen bleibt, das in dieser kurzen Skizze seines Lebens berücksichtigt werden konnte.

VERSUCH EINER KRITISCHEN WÜRDIGUNG DER HAUPTWERKE ELIPHAS LÉVIS UND DER DARIN NIEDERGELEGTEN LEHREN DER MAGIE



Die Zeit des blinden Glaubens ist vorbei und wir treten ein in die Epoche des wissenden Glaubens und des Gehorsams nach Maßgabe der verstandesgemäßen Vernunft . . .
Das aber ist das große Problem unserer Zeit: Den Kreis der menschlichen Kenntnisse zu ziehen, zu ergänzen und zu befestigen und dann durch das Zusammentreffen der Strahlen einen Mittelpunkt zu finden, der Gott ist . . .
Glaubet und ihr werdet verstehen, sagte der Heiland der Welt! Forschet und ihr werdet glauben — — so können heute die Apostel der Religion der alten Weisen des Orients, die Magier, sagen.
Die hohe Magie stützt sich in gleicher Weise auf Glauben und Wissen, dadurch entgeht sie der Ungläubigkeit und der Unwissenheit" . . .
Diese Sätze, die der Autor des „Dogma und Ritual der Hohen Magie" in der Einführung zu seinem Werke ausspricht, kennzeichnen ihn und sein Ziel — durch Wissen zum Glauben zu gelangen und die Wahrheit zu ergründen, die über allen Meinungen und Parteien steht.
Er hat die alten Heiligtümer des Okkultismus durch-

wühlt, hat die Geheimlehren der Chaldäer, der Ägypter, der Hebräer befragt, die Geheimnisse der Verklärung der Dogmen — und die ewige Wahrheit hat ihm geantwortet; die Wahrheit, die ebenso zur Wissenschaft wie zum Glauben gehört, die Mutter des Verstandes und der Gerechtigkeit, die Wahrheit, die in den Kräften der Natur lebt und in den geheimnisvollen Kräften der Elohim, die Wahrheit, die wie die Sonne ist — die absolute Wahrheit, kurz, er hat — nach seiner Ansicht — das Geheimnis der menschlichen Allmacht entdeckt, das „Große Arkanum".

Ein Prinzip liegt allen seinen Entdeckungen zugrunde, das Prinzip der Analogie, d. h. es besteht eine Beziehung zwischen sichtbaren und unsichtbaren Dingen.

Diese Lehre von der Analogie ist die Basis der Magie, die daher die Gegnerin der hierarchischen Religionen sein muß, da sie den Anspruch auf die absolute Wahrheit ihrer Lehren, den jede Religion verlangen muß, nicht anerkennt. Daher muß jede Religion die Magie verdammen. Für den Eingeweihten, der in das Geheimnis der Umwandlung eingedrungen ist, der das Hebelgesetz des Archimedes entdeckt hat, ist es daher erlaubt, Himmel und Erde durch die Schöpfung eines neuen dogmatischen Symbolismus umzugestalten — wenn der Zeitpunkt dazu günstig ist.

Im 11. Kapitel des „Dogma der Hohen Magie“ schreibt Lévi von sich selbst: „Als Archimedes einen Stützpunkt verlangte, um die ganze Welt aus den Angeln zu heben, suchte er ganz einfach das große magische Arkanum. Denen, die mich fragen: Wenn du das Geheimnis der großen Erfolge und jener Kraft, die die Welt umändern kann, entdeckt hast, weshalb gebrauchst du sie dann nicht? Würde ich antworten: Diese Kenntnis ist mir für meine Person zu spät geworden und ich habe beim Suchen nach ihr die Zeit und die Mittel verloren, die mich — vielleicht — in den Stand gesetzt hätten, sie zu benutzen. Ich biete sie aber denen an, die in der Lage sind, sich ihrer zu bedienen. Berühmte, reiche und große Männer der Welt, die ihr nicht befriedigt seid von dem, was ihr habt, und die ihr im Herzen einen vornehmeren und größeren Ehrgeiz verspürt, wollt ihr die Väter einer neuen Welt werden? Ein armer und unbekannter Gelehrter hat den Hebel des Archimedes gefunden und bietet ihn euch an, ohne dafür eine Gegenleistung von euch zu verlangen, nur zum Heil der Menschheit.“

Er selbst ist also nicht mehr in der Lage, eine göttliche Revolution durchzuführen, einen anderen höheren Symbolismus durchzusetzen und deshalb vermeidet er es, sich gegen die herrschende Orthodoxie aufzulehnen. Er hat seine Bücher geschrieben,

um, wenn möglich, neue Priester und neue Könige für das kommende Reich Gottes vorzubereiten, er selbst aber als Privatmann unterwirft sich den Dogmen der Kirche. Als Magier ist er der „Meister des Absoluten", als Privatmann der treue Sohn seiner Kirche, jener Kirche, die jede Magie verdammen muß, weil sie ihr Fundament untergräbt.

Wir wollen nun zunächst feststellen, was Eliphas Lévi unter dem „Absoluten" verstanden wissen wollte und wie man seiner Meinung nach Beherrscher des Absoluten werden kann.

Die Grundlage seiner Philosophie und der Magie überhaupt findet er in dem Ausspruch des Hermes: „Was oben ist, ist gleich dem, was unten ist." Dies ist der einleitende Satz auf der bekannten „Tabula smaragdina", der smaragdenen Tafel, die dem sagenhaften Hermes Trismegistos zugeschrieben wird, die aber nach den neuesten Forschungen erst aus dem 7. Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung stammen soll. Auf dieser Tafel ist die Herstellung des „Steins der Weisen" angegeben — und diesen Stein der Weisen muß jeder, der ein echter Magier werden will (nach Eliphas Lévi), zunächst finden.

Was ist nun dieser Stein in Wirklichkeit? „Er ist die Grundlage der absoluten Philosophie, er ist die höchste und unumstößliche Vernunft. Um dazu zu gelangen, müssen wir unsere Gewißheiten von unse-

rem Glauben getrennt halten und die Gebiete von Wissenschaft und Glauben scharf gegeneinander abgrenzen. Wir müssen uns dessen wohl bewußt sein, daß wir das, was wir endlich wissen, nicht glauben. Daher ist das Wesen der Dinge des Glaubens das Unbekannte und Unbestimmte, während das Wesen der Dinge des Wissens das gerade Gegenteil davon bedeutet. Man wird daraus schließen, daß die Wissenschaft auf Verstand und Erfahrung beruht, der Glaube dagegen auf Gefühl und Vernunft. Mit anderen Worten: Der Stein der Weisen ist die wahre Gewißheit, die die menschliche Klugheit gewissenhaftem Forschen und bescheidenen Zweifeln verleiht, während die religiöse Begeisterung diese Gewißheit nur dem Glauben verleiht."

Den Stein der Weisen finden heißt also, das Absolute entdeckt haben, das Absolute aber ist das, was keinen Irrtum mehr zuläßt, es ist die sogenannte alchimistische Befestigung des Flüchtigen, die Regel der Imagination, sogar die Lebensnotwendigkeit, das unwandelbare Gesetz von Verstand und Wahrheit. Das Absolute ist das Seiende. Aber was ist, ist gewissermaßen v o r dem, was ist.

Selbst Gott hat seine Lebensbedingungen und kann nur existieren auf Grund einer höchsten und unvermeidlichen Vernunft. Diese Vernunft ist also das Absolute, an d i e müssen wir glauben, wenn wir wollen, daß unser Glaube eine verstandesgemäße

und feste Grundlage hat. Heutzutage hat man es fertig gebracht, zu sagen, Gott sei immer nur eine Hypothese; die absolute Vernunft aber ist k e i n e Hypothese, sie ist zum Dasein n o t w e n d i g.
An die Vernunft Gottes und an den Gott der Vernunft glauben, heißt den Atheismus unmöglich machen. Als Voltaire sagte: „Wenn es einen Gott nicht gäbe, so müßte man ihn erfinden," da fühlte er, daß er die Vernunft Gottes nicht begriff. Existiert Gott wirklich? Wir wissen nichts davon, aber wir wünschen, daß es so wäre, und eben darum glauben wir es. Der so formulierte Glaube ist der vernünftige Glaube, denn er läßt den Zweifel der Wissenschaft zu und tatsächlich glauben wir nur an Dinge, die uns wahrscheinlich erscheinen, die wir aber nicht wissen. Anders denken heißt: im Wahnsinn sprechen, anders reden heißt: sich wie ein Betrunkener oder wie ein Fanatiker ausdrücken — und solchen Leuten ist der Stein der Weisen nicht versprochen worden. („Dogma" Seite 356.)
Dies ist reiner Rationalismus. Voltairesches Freidenkertum, und wir werden weiter sehen, daß er diese Prinzipien in die theurgischen und theosophischen Dunkelheiten der kabbalistischen Schriften hineingedeutet und seine Lehren nicht auf einem einzigen Dogma aufgebaut hat.
Auf welchem Wege ist nun Eliphas Lévi zur Erkenntnis des Steines der Weisen, des Absoluten und

in den Besitz des großen magischen Arkanums, das die Erde und den Himmel verändern kann, gekommen?
Er selbst sagt es uns: — durch ein Wunderbuch, den geheimnisvollen Tarot! Dieser ist das Instrument, dem er seine universale Wissenschaft verdankt. Er nennt ihn „das erste Buch der Menschheit", „den Eckstein des ganzen Gebäudes des Okkultismus", „das inspirierende Werkzeug aller Enthüllungen" und „die vollständigste Methode der Divination, eine Methode, die mit vollem Vertrauen angewandt werden kann." Er ist ihm „das okkulte und geheiligte Alphabet, das nur aus Ideen und Zahlen besteht und das die Mathematik der Gedanken verwirklicht."
Was ist nun der so allmächtige Tarot in Wirklichkeit? Er ist ein Kartenspiel, das 78 Blatt enthält, von denen 22, die sogenannten großen Arkana, den 22 Buchstaben des hebräischen Alphabetes entsprechen. Eliphas Lévi nimmt an, daß der Tarot vielleicht älter ist als das Buch Henoch; er sei nur den Hohepriestern bekannt gewesen und nach der Zerstörung Jerusalems seien seine Figuren auf Elfenbein eingeschnitten worden und so sei der Tarot bis auf unsere Zeit gekommen. Dies sind jedoch Annahmen. Der gelehrte Forscher Court de Gébélin berichtet, wie uns Waite mitteilt, nur, daß der Tarot ägyptischen Ursprungs sei und zu Wahrsage-

zwecken gebraucht wurde. Der Kabbalist Wilhelm Postel, der im 16. Jahrhundert lebte, hat, wie uns Lévi berichtet, ein hieroglyphisches Buch, das er die „Genesis des Henoch" nennt, geschrieben, in dem er den Schlüssel zum Absoluten niedergelegt hat; und auf den Ring dieses Schlüssels habe er das Wort TARO in vier einzelnen Buchstaben geschrieben, aber so angeordnet, daß es ungewiß ist, wie man sie lesen solle. Nach Gébélin hänge die Bezeichnung Tarot mit Tora zusammen, dem sakramentalen Namen, den die Juden ihrem heiligen Buche geben, und erinnere an die 22 Buchstaben ihres Alphabetes. Lévis Schüler Papus hat dann auf den Lehren seines Meisters weitergebaut und neben einem grundlegenden Werk über die Kabbala auch eine Abhandlung über den Tarot geschrieben. Er nennt dieses Buch „den Tarot der Zigeuner" („Le Tarot des Bohémiens") und ist neben manchen anderen Forschern zu der Ansicht gekommen, daß die Zigeuner, dieses geheimnisvolle Nomadenvolk, die Hauptverbreiter des Tarot gewesen seien und ihn auch nach Europa eingeführt hätten.*) Einen „verwässerten" Tarot, dessen ursprüngliche Symbolik

*) Vor Kurzem ist das erste deutsche Buch über den „Tarot" erschienen, Kurtzahn: Der Tarot, die kabbalistische Methode der Zukunftserforschung als Schlüssel zum Okkultismus, Leipzig, Talis-Verlag, das wertvolle Aufschlüsse gibt und auch mehrere Arten den „Tarot zu schlagen" auseinandersetzt.

natürlich in seiner jetzigen Gestalt nur noch von Spezialisten auf diesem Gebiet erkannt werden kann, haben wir in dem namentlich in Österreich sehr beliebten Tarockspiel. Gustav Meyrink hat in seinem unter dem Titel „Der Golem" in Form eines Romans veröffentlichten Lehrbuche der Magie ebenfalls auf den Tarot, der den Schlüssel zur Kabbala darstellt, in genügend deutlicher Weise hingewiesen. Er läßt dort den jüdischen Archivar Hillel, der die Register über die Lebendigen und über die Toten führt, sagen, „daß T a r o c k oder T a r o t soviel bedeutet wie das jüdische T o r a = das Gesetz oder das altägyptische ‚T a r u t' = die Befragte, und in der uralten Zendsprache das Wort ‚T a r i s k' = ich verlange die Antwort."

Von diesem geheimnisvollen Schlüssel zur Kabbala, der jüdischen Geheimlehre, geht also Eliphas Lévi aus und sagt uns, daß ohne die Kenntnis des Tarot die Magie ein versiegeltes Buch bleibe, daß er allein in seinen Werken alle Tore der alten Heiligtümer geöffnet und die Bedeutung ihrer Symbole mit Hilfe dieses Instrumentes ermittelt habe und daß alles jüdische Rabbinenwissen im Grunde nichts anderes sei als die Wissenschaft von den Zeichen des Tarot und ihrer verschiedenartigen Anwendung zur Deutung aller Geheimnisse.

Wenn es einen Schlüssel gibt, der uns die geheimen Symbole öffnet, so ist es sehr wohl möglich, daß wir

im Tarot diesen Schlüssel besitzen, — immerhin gehört aber noch einiges andere dazu, um ihn gebrauchen zu können. Lévi selbst sagt in seiner „Geschichte der Magie" (Seite 156), daß allein magnetische Intuitionen allen kabbalistischen und astrologischen Berechnungen Kraft und Wirklichkeit verleihen, die kindlich und vielleicht völlig willkürlich sind, wenn sie ohne Inspiration oder nur aus bloßer Neugierde oder ohne eine bestimmte Willenskraftäußerung vorgenommen werden. Man müsse daher den Tarot gleich allen anderen Werkzeugen der Wahrsagekunst als ein Hilfsmittel zur Gedankenkonzentration, zur Selbstmagnetisierung betrachten, wozu man sich noch der Mithilfe eines guten Mediums zweckmäßig bedienen solle. Damit begibt er sich zugleich auf ein äußerst bedenkliches Gebiet, dessen lemurenhafte Bewohner ihm wohl auch selbst zum Verhängnis wurden.

Wir sehen aus dieser Erklärung in seiner Geschichte der Magie, wie er hier bemüht ist, den großen Enthusiasmus, mit dem er im „Dogma und Ritual" uns den Tarot anpreist, herabzustimmen; dies zeigt uns zugleich deutlich, daß es unmöglich der entdeckte Symbolismus des Tarot allein gewesen sein kann, der ihm die Geheimnisse der Symbole des Universums offenbart hat; hier sind noch andere Faktoren von maßgebendem Einfluß gewesen.

Nicht zum wenigsten dürfte seine Intuitionsgabe,

sein Scharfsinn in der Unterscheidung der Analogien und schließlich seine Imaginationsgabe ihn beim Studium des Tarots d a s haben finden lassen, was er suchte. Er hat die Hypothesen der Kabbala zur Grundlage seiner Annahme einer unsichtbaren Welt gemacht, mit der es von der andern Seite her keine Verbindung gibt, — er hat uns die Geheimlehre der Offenbarung analog und entsprechend den „drei sichtbaren Welten“ mit einzig dastehender Klarheit auseinandergesetzt, aber wir müssen bedenken, daß dies alles auf hypothetischer Grundlage beruht, daß die Annahmen, auf denen er baute, niemals Wahrheiten ergeben konnten. Das Axiom des Hermes — „wie oben, so unten“ — ist eine Behauptung, in die Eliphas Lévi viel mehr hineingedeutet hat, als der sagenhafte Verfasser vielleicht selbst hat damit ausdrücken wollen.

Gleichwohl sind wir Eliphas Lévi für seine Tarot-Forschungen zu größtem Dank verpflichtet, denn er hat es als erster unternommen, uns seinen Symbolismus zu deuten, und wenn es einmal gelingen sollte, den Ur-Tarot aufzufinden, so werden wir vielleicht sehen, daß er vieles richtig geahnt hat, als er versuchte, dieses in geheimnisvollen Bildern und Zeichen abgefaßte Buch in Verbindung mit seinem Ursprung zu bringen. Wenn wir auch manche seiner romantisch klingenden Annahmen und angeblichen Lösungen der Ekstase des enthusiasmierten Opti-

misten zuschreiben müssen, der visionär das zu erschauen glaubt, was er in tiefster Inbrunst ersehnt, so bleibt ihm doch das große Verdienst, zur Aufklärung der magischen Mysterien in erheblichem Maße beigetragen und einmal ausgesprochen zu haben, was andere vor ihm stets nur in unverständlicher und verschleierter Form, die allerlei Deutungen zuließ, in phantastischen Bildern und Pentakeln, niedergelegt hatten.

Daß er, den Traditionen der okkulten Schriftsteller entsprechend, seine Lehren vielfach in Form von Rätseln gekleidet hat, oft weitschweifige und bilderreiche Schilderungen gibt und sich auffallend oft wiederholt, ist bei seiner ganzen Schreibweise nicht verwunderlich. Er liebt eine phrasenhafte Darstellung, baut lange Perioden mit ineinandergeschachtelten Sätzen, schreibt aber doch durchweg in einem frischen, belebenden Stil von glänzender Beredsamkeit. Er bringt auch in seinen Werken große Abschnitte, die eigentlich mit der Magie nicht in Zusammenhang stehen, die aber sein umfangreiches Wissen in ein glänzendes Licht stellen und eine geradezu ungeheuerliche Belesenheit zeigen.

Wir werden am Schlusse dieses Kapitels die einleitenden Worte wiedergeben, die Eliphas Lévi seinem Ritual vorausschickt, da gerade diese Einführung für seine ganze Schreibart, seinen Stil und seine Grundideen charakteristisch ist.

Zunächst wollen wir noch kurz erklären, was unter den verschiedenen Bezeichnungen, wie Magnum Opus, Athanor, dem unaussprechlichen Tetragrammaton, und unter der geheimnisvollen Kraft gemeint ist, die Himmel und Erde umstürzen kann.
Wir haben den Schlüssel zu seiner ganzen Magie gefunden, wenn wir ein Wort voransetzen, das Wort: Wille! Willens-Magie ist der Kern seiner ganzen Lehre der Magie, ganz gleich wie er sie auch verkleidet. Die geheimnisvolle Kraft ist der menschliche Wille und es ist eines seiner großen Verdienste, daß er immer wieder betont: die ganze Magie beruht auf der Willenskraft, und der Mensch, dem es gelingen wird, diese in ihm schlummernde Kraft zu wecken und zu der ursprünglich in jedem Menschen vorhandenen Höhe zu erheben, der wird auch wieder über die Sinnenwelt herrschen.
Seine Universalmedizin ist ein moralisches Spezialmittel, das auf der Beziehung zwischen Körper und Geist beruht, das „Magnum Opus" der Metallverwandlung ist die Anwendung von Willenskraft zur Umwandlung von solchen natürlichen Substanzen, die sonst als „tote Materie" von den Philosophen bezeichnet werden. Das letzte Geheimnis und die große unaussprechliche Formel des „Großen magischen Arkanums" findet Eliphas Lévi in einem Pentakel, das der berühmte Abbé von Saint-Benoit,

Jean Trithème, der Lehrer Agrippas, in seinem sehr seltenen Werke: „Traité des causes secondes" beschreibt.
Dieses Pentakel besteht aus zwei Dreiecken, einem weißen und einem schwarzen, die an der Basis miteinander verbunden sind. Unter der Spitze des schwarzen Dreiecks kauert ein Narr, der mit schmerzlicher Gebärde den Kopf wendet und mit dem Ausdruck des Schreckens auf sein eigenes Spiegelbild blickt, das sich in dem dunklen Hintergrund des Dreiecks widerspiegelt; auf der Spitze des weißen Dreiecks balanziert ein Mann, der in vollster Manneskraft in ritterlicher Bekleidung mit festem Blick, aber in friedfertiger Haltung gerade einen Befehl zu erteilen scheint. In das weiße Dreieck sind die Charaktere des Tetragrammes eingezeichnet.
Hierfür gibt Eliphas Lévi folgende Erklärung: „Der weiße Mann lebt in wahrer Gottesfurcht, während der Tor vom Schrecken des falschen Gottes zermalmt wird, den er sich nach seinem eigenen Bilde geformt hat." Mit anderen Worten: Der Eingeweihte schafft sich als Begriff seiner Macht und Kenntnisse auch einen Gott, aber nicht einen nach seinem Bilde, sondern in Form eines Begriffes, den er in einem Symbol niederlegt. Er beherrscht die anderen und ist selbst die Gottheit für die Nichteingeweihten; er besitzt die Macht über die mensch-

lichen Leidenschaften und die blinden Kräfte der Natur. Das große magische Arkanum ist also das Geheimnis der Herrschaft eines völlig befreiten Geistes über die Sklaven des Aberglaubens und der Unwissenheit.

Diese große magische Kraft, die Lévi auch Astrallicht nennt, die von den alten Alchimisten als Athanor, Azoth und Magnesia bezeichnet wurde, kann nicht von einem Unbekannten, der nichts in der Welt vorstellt, benutzt werden. Wer mit ihrer Hilfe herrschen will, muß imstande sein, eine magische Kette zu bilden, die einen Strom von Enthusiasmus auf die unwissenden Menschen losläßt, den er zu leiten versteht.

In dem „Dogma der Hohen Magie" (Kapitel 11) erfahren wir darüber folgendes: In unseren Tagen ist alles bereit zu einer neuen Explosion des evangelischen Enthusiasmus gerade auf Grund der allgemeinen Ernüchterung des egoistischen Positivismus und des öffentlichen Zynismus der gemeinsten Interessen. Der Erfolg gewisser Bücher und die mystischen Tendenzen der Geister sind die unzweideutigen Anzeichen dieser allgemeinen Stimmung. Man reformiert die Kirchen und baut neue; je leerer an Glauben man ist, umsomehr erhofft man von ihm; die ganze Welt erwartet die Wiederkunft des Messias und er kann nicht länger zögern, zu kommen.

Mag sich z. B. ein durch Rang oder Vermögen

hochgestellter Mensch finden, ein Papst, ein König oder auch ein jüdischer Millionär, und mag dieser Mann alle seine materiellen Interessen öffentlich und feierlich dem Heil der Menschheit opfern, mag er sich zum Erlöser der Armen machen, zum Propagator und selbst zum Opfer der Lehren der Hingebung und der Liebe: so wird rings um ihn her ein ungeheurer Wettbewerb entstehen und es wird ein völliger moralischer Umschwung in der Welt erfolgen. Die hohe Stellung der betreffenden Person aber ist vor allem nötig, denn in unseren Tagen des Elends und der Quacksalberei ist jedes von unten kommende Wort der Streberei und interessierten Schurkerei verdächtig.

Ihr also, die ihr nichts seid und nichts habt, hofft nicht darauf, Apostel und Messias zu werden! Habt ihr den Glauben und wollt ihr eurem Glauben entsprechend handeln, so seht zu, daß ihr erst zu den wirksamen Aktionsmitteln kommt, d. h. zu Einfluß, der von hohem Rang ausgeht und zu dem Prestige, das den Reichtum umgibt.

Einst machte man Gold mit Hilfe der Wissenschaft, heute muß man die Wissenschaft mit Gold wieder herstellen. — — —

Wir kennen manche Sekte von Enthusiasten, über die man schon von weitem lacht und der man sich anschließt, ohne es zu wollen, sobald man sich ihr

nur nähert und sei es auch nur, um sie zu bekämpfen. . .
Die magischen Kreise und die magnetischen Ströme entstehen von selbst und beeinflussen nach verhängnisvollen Gesetzen jene Menschen, die sich ihrer Wirkung unterwerfen. Es gibt keine unverstandenen Genies, es gibt nur exzentrische Menschen; der geistig exzentrische Mensch ist der, der sich einen Kreis zu schaffen sucht, in dem er gegen die zentrale Anziehungskraft der bestehenden Ketten und Ströme ankämpft. Sein Schicksal ist, entweder zerbrochen zu werden oder Erfolg zu haben.
Was ist nun aber die zweifache Bedingung des Erfolges in einem solchem Falle? Ein Zentralpunkt der Festigkeit und eine beharrliche Betätigung der Initiative.
Der geniale Mensch ist jener, der ein wirkliches Gesetz entdeckt hat und der daher eine unbesiegliche Aktions- und Direktionskraft besitzt. Er kann sterben an seinem Werk, aber was er gewollt hat, vollendet sich t r o t z, oft gerade w e g e n seines Todes — denn der Tod ist für das Genie eine wirkliche Himmelfahrt. „Wenn ich aufsteigen werde von dieser Erde, werde ich alles nach mir ziehen," sagte der größte der Initiierten!
Das Gesetz der magnetischen Ströme ist das der Bewegung des Astrallichtes selbst. Eine große Aktion bereitet immer eine gleiche Reaktion vor und

das Geheimnis der großen Erfolge liegt einzig und allein in der Vor-Kenntnis der Reaktionen. Sich einem Strom widersetzen, der zu kreisen beginnt, heißt zerbrochen sein wollen, sich einem Strome entgegenwerfen, der seinen Wirkungskreis durchlaufen hat, heißt sich zum Haupt des Gegenstromes machen. Der große Mann ist der, der zur rechten Zeit kommt und zu gelegener Zeit zu erneuern weiß.

Die magische Kette bilden heißt einen magnetischen Strom schaffen, dessen Stärke mit der Ausdehnung dieses Stromes wächst. Der Aberglaube ist instinktiv und alles, was instinktiv ist, hat eine Daseinsberechtigung, selbst in der Natur der Dinge.

Wir schreiben also jene seltsamen Erscheinungen vom „Tischrücken" der universalen magnetischen Kraft zu, die nach einer Kette von Erregungen strebt, um neue Ströme zu erzeugen. Das ist eine an sich blinde Kraft, die sich aber vom Willen des Menschen lenken läßt und durch die landläufigen Meinungen beeinflußt wird. Dieses — wenn man es so nennen will — universale Fluidum ist der Träger aller sensitiven Schwingungen, erzeugt daher zwischen geeigneten Personen eine wirkliche physische Solidarität und überträgt die Eindrücke der Vorstellungen und der Gedanken von einer Person auf die andere. Die Bewegung der trägen Materie, durch die Schwingungen des universellen

Agens bestimmt, gehorcht also dem vorherrschenden Eindruck und reproduziert in ihren Offenbarungen bald die ganze Klarheit der wunderbarsten Phantasien, bald die bizarrsten Dinge und die ganze Lüge der unzusammenhängendsten und wüstesten Träume.

Klopfen gegen die Möbel, Klirren des Tischgeschirres, Musikinstrumente, die von selbst zu klingen beginnen, all dies sind Illusionen, die auf den gleichen Ursachen beruhen. Auf der einen Faszination und Rauschzustand, der durch das Astrallicht verursacht wird, andererseits wirkliche Schwingungen oder Bewegungen, die der trägen Materie durch das universale und subtile Agens der Bewegung und des Lebens mitgeteilt werden: Das ist alles, was hinter diesen wunderbaren Dingen steckt, wie man sich selbst überzeugen kann, wenn man mit eigenem Willen die erstaunlichsten solcher Wunder nach meinen im Ritual angegebenen Vorschriften vollbringt.

Es ist mir mehrmals vorgekommen, daß ich nach Experimenten mit der magischen Kette mit Personen ohne rechte Sammlung und ohne Sympathie nachts plötzlich durch wahrhaft schreckliche Eindrücke und Berührungen aus dem Schlaf aufgeschreckt wurde, unter anderem fühlte ich eines Nachts tatsächlich den Druck einer Hand, die mich

würgte. Ich stand auf, zündete Licht an und setzte mich ruhig an die Arbeit, um meine Schlaflosigkeit auszunützen und die Schreckgespenster zu verjagen. Da fielen in meiner Nähe mit lautem Geräusch Bücher herab, ein Rascheln ging durch die Papiere auf meinem Schreibtisch, die Holzteile knarrten, als wollten sie zerspringen und im Hintergrund ertönten dumpfe Schläge. Neugierig, aber ruhig beobachtete ich alle diese Erscheinungen, die darum nicht weniger wunderbar gewesen wären, wenn sie nur in meiner Phantasie bestanden hätten, soviel Wirklichkeit lag in ihrer Erscheinung. Ich sagte übrigens schon: ich war in keiner Weise entsetzt und beschäftigte mich in jenem Augenblick mit allem andern als mit Geheimwissenschaften.
Die Wiederkehr ähnlicher Fakta brachte mich darauf, Zitationen mit Hilfe des Zeremoniells der magischen Kette der Alten zu versuchen und ich erzielte jene wahrhaft außerordentlichen Ergebnisse, die ich später berichten werde." (Gemeint ist hier die Beschwörung des Geistes des Apollonius von Tyana, die wir im nächsten Kapitel ausführlich beschreiben.)
Wir haben in diesen Worten Lévis die ausführliche Begründung dessen, was er unter der großen magischen Kraft versteht, und sehen, daß diese sowie das „Arkanum", durch das sie geleitet wird, letzten Endes auf eine moralische Kraft hinausläuft, eine

Macht des erleuchteten Verstandes über Dummheit und Unerfahrenheit, die der von seinen Schwächen befreite Mensch zur Herrschaft über die unaufgeklärten Massen benutzen kann. Als Beherrscher des Aberglaubens herrscht er durch den Aberglauben der anderen.

Die ungezügelte Willenskraft der Menge, die ihren rohen Instinkten folgt, und ungeleitet Umsturz, Revolution und das Chaos schafft, das ist die Kraft, die gebändigt, die im Gleichgewicht gehalten werden muß durch die magische Kraft ihrer Führer, in deren Händen sie soziales Leben, Fortschritt und Zivilisation gewährleistet — und das Geheimnis der Leitung dieser Macht — das ist das „Große Arkanum." — — —

Wir müssen nun noch kurz auf die im vorigen Abschnitt auseinandergesetzte Änderung in den Ansichten Eliphas Lévis infolge seiner Wiederunterwerfung unter die Dogmen der katholischen Kirche zu sprechen kommen. Wir hatten bei der Beschreibung seines Lebenslaufes die Ursache seines „Umfalles" in einer Art „haute convenance", einer Pseudo-Ritterlichkeit gegen seine alte Kirche finden zu müssen geglaubt, dabei die endgültige Lösung dieser Frage den Fachgelehrten überlassend. Immerhin ist es auch im Rahmen dieses kritischen Ver-

suches, der, ohne die okkulten Details ausführlich zu begründen, doch dem Leser ein abgeschlossenes Bild der Persönlichkeit geben möchte, nicht gut zu umgehen, einige besonders markante Stellen aus seinen Werken hierzu anzuführen.

Eliphas Lévi spricht es mehrfach aus, daß die Religion, die ihm als Ideal vorschwebt (d. h. eine Lehre, die eine vollkommene Aufklärung aller Symbole bringt), für die große Masse ungeeignet ist; die Menge muß Dogmen und Symbole haben, wenn auch diese religiösen Dogmen nur Ammenmärchen sind. Vorausgesetzt, daß sie geistreich und moralisch sind, sind sie für das Kind völlig wahr und der Vater der Familie würde sehr töricht sein, ihnen zu widersprechen. („L'Histoire" S. 31.)

Im „Dogma" sagt er dann: Der Eingeweihte kennt den Grund von jedem Symbolismus und den übrigen Formen des Gottesdienstes, er kann ihn ausüben oder ihm fernbleiben, ohne deshalb zum Heuchler oder zum Gottlosen zu werden, — er verstummt einzig und allein vor dem Dogma der höchsten Offenbarung, der Initiation.

Was also Lévi auf der einen Seite der Kirche zubilligt, stellt auf der andern Seite als unmaßgebliche Äußerlichkeit hin und entzieht damit der Kirche den Boden, auf dem sie ihre Lehre aufgebaut hat. Ferner: Nachdem er die Frage gestellt hat: Ist

Luzifer eine Person oder eine Kraft? sagt er gleich darauf: daß man mich recht versteht: meine wissenschaftlichen Erfahrungen machen vor dem Glauben Halt und als Christ und Katholik unterwerfe ich mein Werk ganz dem obersten Urteil der Kirche — und auf der nächsten Seite fährt er fort: der Teufel wird im Evangelium genannt und personifiziert — also existiert er und kann als Person angesehen werden, — um dann wieder zu sagen: „Laßt die Wissenschaft sprechen oder die Vernunft, was das gleiche ist — und: wenn man eine solche Personifikation ernst nehmen würde, so wäre der Teufel der absoluteste Tod und der absolute Betrogene, d. h. die Behauptung seiner Existenz wäre ein vollendeter Widerspruch" — dies ist also seine Ansicht als Wissenschaftler! Während er uns im „Dogma" auseinandersetzt, daß die Kirche jede Magie verdammen m u ß, belehrt er uns in der Geschichte der Magie (Seite 33) darüber folgendermaßen: „Der Krieg, den die Kirche der Magie erklären mußte, war notwendig infolge der Profanationen der falschen Gnostiker, aber die wahre Wissenschaft der Magier ist im Grunde katholisch, weil ihre Verwirklichung vollständig auf dem Prinzip der Hierarchie beruht; oder: — nur in der katholischen Kirche gibt es eine seriöse und absolute Hierarchie und aus diesem Grunde haben die wah-

ren Adepten auch immer für diese Kirche die höchste Achtung und den absolutesten Gehorsam bekundet!"

Wir wollen noch ein besonders markantes Beispiel aus dem gleichen Werk, der Geschichte der Magie, anführen, um dann zur Schlußfolgerung zu kommen: In der Einleitung schreibt der Verfasser (Seite 22): „Es ist eine der größten Wohltaten des Magnetismus, daß er durch unbestreitbare Tatsachen bis zur Evidenz die Geistigkeit, Einheit und Unsterblichkeit der Seele beweist. Wenn Geistigkeit, Einheit und Unsterblichkeit aber einmal bewiesen sind, so wird Gott allen Intelligenzen und allen Herzen offenbart sein."

Im Gegensatz hierzu kommt er in der Schlußfolgerung desselben Werkes (Seite 539) zu folgender Feststellung: „Da die Unsterblichkeit der Seele eins der tröstendsten Dogmen der Religion ist, muß sie für die Bestrebungen des Glaubens aufbewahrt bleiben und wird sich folglich nie durch Tatsachen beweisen lassen, die der wissenschaftlichen Kritik zugänglich sind."

Wir wollen diesem offenkundigsten aller Widersprüche zur Erklärung nur noch die eine Tatsache hinzufügen, daß alle Frontwechsel Eliphas Lévis sich lediglich auf seine veränderte Stellungnahme der Kirche seiner Kindheit gegenüber beziehen, der

er Konzessionen machen wollte, ohne daß er zu gleicher Zeit offen zugeben möchte, wie sehr er seine prinzipielle Ansicht geändert hat. Er geht sogar so weit, seine eigenen Forschungsresultate herabzusetzen und macht eine Verbeugung vor der herrschenden Orthodoxie, um schon in den nächsten Sätzen das eben gemachte Zugeständnis durch eine paradoxe Bemerkung wieder illusorisch zu machen. Wen hat er wohl damit täuschen wollen oder wen hat er für so naiv gehalten, ihm eine ehrliche Unterwerfung unter die Dogmen der Kirche zu glauben? Nein, die Unterwerfung und Rückkehr zu seiner alten Kirche kann wirklich nur als eine scheinbare angesehen werden, tatsächlich nur als ein Akt der Courtoisie, eine „haute convenance" der herrschenden priesterlichen Orthodoxie gegenüber — wie so manche andere es vor ihm taten — ad majorem dei gloriam!

Merkwürdig ist, daß keiner seiner Zeitgenossen und intimen Freunde den Frontwechsel Eliphas Lévis erwähnt, sodaß man den Eindruck erhalten muß, als ob auch diese hierauf keinen ausschlaggebenden Wert bei der Beurteilung seiner Persönlichkeit gelegt haben. Stanislas de Guaita, der als Repräsentant der hermetischen Schule in Frankreich als der direkte Nachfolger Eliphas Lévis anzusehen ist, entwirft in seinem von allen Okkultisten hochgeschätz-

ten Werke „An der Schwelle des Mysteriums" („Au seuil du mystère", Paris 1896) auf Seite 68 mit folgenden Worten ein glänzendes Bild seines Vorgängers: „Alle Weisen seiner Zeit gruppierten sich um einen großen Mittelpunkt, um einen Adepten, der sie alle um Haupteslänge überragte, ein Genie, das den Tempel Salomonis wieder aufbauen will — — um Eliphas Lévi..
Seine Werke umfassen eine ganze Wissenschaft und jedes seiner Bücher zeigt sein Recht auf unbeschränktes Wissen. Eliphas Lévi beleuchtet die Magie von allen Gesichtspunkten aus und seine gesamten Werke bieten eine zusammenhängende, unantastbare Einheit in einer Anordnung, wie sie sich ein Okkultist nur wünschen kann."
Auch wir wollen uns dem Urteil dieses Zeitgenossen unseres großen Kabbalisten, unbeschadet seiner „haute convenance", anschließen, es bleibt genug des Rühmenswerten und der unantastbaren Leistungen übrig, was wir dahin zusammenfassen können:
Der ihn leitende Grundgedanke war ein edler, er wollte mit seinen Werken einen Weg zum Fortschritt der Menschheit zeigen. Durch eine Steigerung der natürlichen Hilfsmittel, die er in die Hände der erleuchteten Menschen gelegt wissen wollte, sollten diese stets die Herrschaft über die blinde Masse aus-

üben können; er wollte zeigen, wie man über den Aberglauben durch den Aberglauben herrschen kann. Sein „Großes Arkanum“ ist das Geheimnis der Lenkung der Willenskraft und des Enthusiasmus, das Beherrschen seiner eigenen Leidenschaften, das die Macht über die anderen verleiht — das Geheimnis der Führerschaft, das den „Geführten“ niemals enthüllt werden darf. Immer „Hammer“, niemals „Amboß“ sein!

Dies ist auch der Hauptgrund, weshalb er immer wieder vor dem modernen Spiritismus warnt, denn ein Medium ist immer passiv und ist willenlos fremden Einflüssen unterworfen, ohne zu wissen, woher diese kommen und welche Folgen daraus entstehen können. Der Magier hingegen hat sich die Ströme des Lichtes durch seinen Willen untertan gemacht und beherrscht sie mit der Kraft seiner Seele — alles Magische liegt im Willen!

So ist seine Lehre eine okkultistisch begründete Vorläuferin der Lehre Nietzsches vom „Willen zur Macht“.

Aber sein Hauptverdienst liegt nicht in dieser Richtung, seine wahre Größe liegt in der erhabenen Philosophie seiner Moral. Das Ideal, dem er unbeirrt den Weg zu ebnen versuchte, war die Vereinigung der anscheinend entgegengesetzten Kräfte der Materie und des Geistes, eine Harmonie zwi-

schen Wissenschaft und Religion, einer der kühnsten Gedanken, die je gefaßt worden sind. Er weist nach, wie der Anfang alles Wissens auf der logischen Notwendigkeit des Glaubens beruht und wie beide das gleiche Ziel, die Veredlung der Menschheit anstreben sollen. Er führt dem Glauben die Heiligkeit der natürlichen Vernunft vor Augen und der Vernunft die logische Notwendigkeit des Glaubens; so versucht er den Menschen eine vernunftgemäße Hoffnung auf eine unsichtbare jenseitige Welt und eine künftige Ewigkeit zu schaffen, indem er uns lehrt, einerseits die Religion zu verehren, anderseits aber auch der Wissenschaft zu geben, was ihr gebührt.

Konnte er auch das erhabene Ziel, das ihm vorschwebte, nicht erreichen, ein Ziel, das so hoch über menschlicher Kraft liegt, daß ein Menschenleben nicht ausreichen konnte, um es zu verwirklichen, so hat er sich doch das unsterbliche Verdienst erworben, uns den Weg zu dieser Höhe gezeigt zu haben. Möge sich an ihm bewahrheiten, was er im 11. Kapitel seines „Dogma" ausspricht: Der geniale Mensch, der ein wirkliches Gesetz entdeckt hat, kann über seinem Werk sterben, was er aber gewollt hat, vollendet sich trotz seines Todes und oft gerade wegen seines Todes: Denn der Tod

ist für das Genie eine wirkliche Himmelfahrt!
Möge er den Himmel gefunden haben, den er ersehnt hat, und möge ihm dort der Lohn geworden sein, den zu erringen ihm auf diesem Planeten nicht vergönnt war, ihm, dem Pionier der Wahrheit, dem größten Kabbalisten seines Jahrhunderts.

EINLEITUNG
ZUM „RITUAL DER HOHEN MAGIE"

Vorbemerkung:

Bevor wir zur Wiedergabe der magischen Experimente des Autors übergehen, sollen hier einige markante Seiten aus seinem Hauptwerk Platz finden, und wir wählen zu diesem Zweck die Einleitung zu seinem „Ritual", die, ungemein fesselnd geschrieben, besonders geeignet erscheint, dem Leser einen Einblick in die Gestaltungsform und das umfassende Wissen Eliphas Lévis zu geben.

*

Kennt ihr die alte Beherrscherin der Welt, die immer wandert und nie ermüdet? Alle niedrigen Leidenschaften, alle selbstsüchtigen Lüste, alle zügellosen Kräfte der Menschheit und alle tyrannischen Schwächen gehen ihr, der gierigen Herrscherin, in unserem Tale der Leiden voran, und ihre unermüdlichen Arbeiterinnen halten, die Sichel in der Hand, eine ewige Ernte. Sie ist so alt wie die Zeit, aber sie verbirgt ihr Skelett unter den Über-

resten der Schönheit der Frauen, welche sie in ihrer Jugend und aus ihrer Liebe entführt. Ihr Haupt ist von toten Haaren umkränzt, die nicht ihre eigenen sind. Von dem Haarschmuck der Berenice angefangen, leuchtenden Sternen gleich, bis zu den vor dem Altwerden ergrauten Haaren der Marie Antoinette, die der Henker abschnitt, hat sich die Räuberin der gekrönten Häupter aus ihrer Beute, die sie an den Königinnen gemacht, geschmückt. Ihr Körper ist fahl und eisig, mit verwelktem Putz und zerfetzten Grabtüchern umhängt. Ihre knochigen, mit Ringen überladenen Hände halten Diademe und Eisen, Zepter und Totengebeine, Edelsteine und Asche. Wenn sie umherstreift, öffnen sich die Türen von selbst, sie tritt durch die Mauern ein, sie dringt bis zu den Alkoven der Könige vor, sie überrascht die Plünderer der Armen bei ihren geheimsten Orgien, setzt sich an ihren Tisch und schenkt ihnen zu trinken, kichert zu ihren Gesängen, die von Fleisch entblößten Zähne fletschend, und nimmt den Platz der schamlosen Buhlerin ein, die sich hinter Vorhängen versteckt.
Sie liebt es, um die Wollüstigen herumzustreifen, bis sie endlich einschlafen, sie bettelt um ihre Liebkosungen, sie möchte sich an ihren Umarmungen erwärmen, aber sie macht alle starr und eisig kalt, die sie berührt; sie selbst kann sich nie erwärmen. Manchmal scheint sie von einem Schwindel erfaßt

zu sein, sie geht nicht mehr langsam, sie springt, und wenn ihre Füße erlahmen, schwingt sie sich auf ein bleiches Pferd und sprengt auf dem schnaufenden Tier in die Menschenmassen. Mit ihr galoppiert der Mörder auf rotem Hengst: die Feuersbrunst; aus ihren Haaren schlagen Rauchschwaden, die fliegen vor ihr her mit ausgebreiteten roten und schwarzen Flügeln. Hungersnot und Pest folgen ihr auf den Fersen auf kranken, abgemagerten Gäulen und sammeln die noch nicht geschnittenen Ähren, um die Ernte vollständig zu machen.
Nach diesem grauenhaften Zuge kommen zwei kleine Kinder, strahlend von Lachen und Leben: die Intelligenz und die Liebe des kommenden Jahrhunderts; das zwiefache Genie der Menschheit ist im Entstehen. Vor ihnen weichen die Schatten wie die Nacht vor dem Morgenrot, leichten Fußes streifen sie über die Erde und streuen aus mit vollen Händen die Samen der Hoffnung auf eine neue Zeit.
Der Tod wird nicht mehr unerbittlich und schreckenerregend kommen, um die vollen Ähren der kommenden Zeit wie reifes Gras zu mähen; er wird seinen Platz dem Engel des Fortschrittes abtreten, der die Herzen von würgender Fessel befreien wird, damit sie sich himmelwärts wenden können. Wenn die Menschen erst zu leben verstehen, werden sie nicht mehr sterben; sie werden sich wie die Schmet-

terlingspuppe verwandeln, aus der ein glänzender Schmetterling wird. Die Schrecken des Todes sind die Geschwister unserer Unkenntnis, und der Tod ist nur durch die Trümmer, die er hinterläßt und die finsteren Farben, mit denen man ihn malt, so furchtbar. *In Wirklichkeit ist der Tod die Arbeit des Lebens.*

In der Natur lebt eine Kraft, die nicht stirbt, und diese Kraft verwandelt die Wesen andauernd, um sie zu erhalten. Diese Kraft ist die Vernunft oder das zeitliche Wort des *Menschen*. Das Wort des Menschen ist die Kundgebung des Willens, durch die Vernunft geleitet. Dieses Wort ist allmächtig, wenn es vernünftig ist, denn alsdann ist es gleich dem Worte *Gottes*.

Durch das vernünftige Wort wird der Mensch der Eroberer des Lebens und er siegt über den Tod. Das ganze Leben des Menschen ist nur die Fehlgeburt seines Wortes. Die Menschen, die sterben, ohne verstanden zu haben und ohne das Wort der Vernunft gebildet zu haben, sterben ohne Hoffnung. Um als Sieger die Erscheinung des Todes zu bekämpfen, muß man mit der Wirklichkeit des Lebens übereinstimmen. Was nützt Gott ein Fehlgeborener, der stirbt, da das Leben unendlich ist? Was nützt der Natur ein Unverstand, der untergeht, da doch die fortdauernde Vernunft den Schlüssel des Lebens verwahrt? Die schreckliche und wahre

Kraft, die die Unverständigen ewig tötet, wurde von den Hebräern Samael, von den Orientalen Satan und von den Römern Luzifer genannt.
Der Luzifer der Überlieferung ist nicht ein verfluchter oder niedergeschmetterter Engel; er ist der Engel, der d u r c h F e u e r erneuert und erleuchtet, er ist für die Engel des Friedens dasselbe, was der Komet den friedlichen Sternen in der Stellung des Frühlings ist.
Der Fixstern ist schön, leuchtend und ruhig; er trinkt das himmlische Aroma und betrachtet seine Geschwister liebevoll, er ist mit einem glänzenden Kleide angetan, seine Stirn ist mit Diamanten umkränzt; lächelnd singt er sein Morgen- und Abendlied und erfreut sich ewiger, ungestörter Ruhe; er schreitet gravitätisch einher, ohne aus seiner Stellung herauszutreten, die ihm von den Wächtern des Lichtes angewiesen wurde.
Der umherschweifende Komet hingegen, der blutend und zerzaust aus den Tiefen des Himmels herbeieilt, stürzt sich durch die friedlichen Räume wie ein Kriegswagen durch eine Prozession von Betenden; er wagt es, dem brennenden Schwerte der Hüter der Sonne die Stirne zu bieten, und wie eine leidenschaftliche Gattin, die den in einsamen Nächten erträumten Gemahl sucht, so dringt er vor bis in das Heiligtum der Königin des Tages, um dann wieder zu entfliehen, die Flammen, die ihn

verzehren, aushauchend, und hinter sich her eine riesige Feuersbrunst nachziehend. Die Planeten erbleichen bei seiner Annäherung und die sternbesäten Herden, die friedlich die Blumen des Lichtes der großen Himmelsfelder weiden, scheinen seinen schrecklichen Atem zu fliehen. Der große Rat der Gestirne ist versammelt, und die Bestürzung ist allgemein; das schönste der Gestirne wird beauftragt, im Namen des ganzen Himmels zu unterhandeln und dem umherstreifenden Vagabunden den Frieden anzubieten.

Mein Bruder, sagt es zu ihm, warum störst du die Ruhe unserer Räume? Welches Leid haben wir dir zugefügt und warum bleibst du nicht an dem Platze, der dir am Hofe der Sonne zugeteilt ist, anstatt, dem Zufall dich überlassend, umherzuirren? Warum singst du nicht mit uns das Abendlied, geschmückt mit einem weißen Kleide, das an der Brust mit einer Demantspange befestigt ist? Warum läßt du dein von feurigem Schweiß triefendes Haar durch die Dünste der Nächte flattern? O, wenn du einen Platz unter den Geschwistern am Himmel einnähmest, wieviel schöner wärst du dann! Dein Gesicht wäre nicht mehr erhitzt durch die Ermüdung infolge deiner unerhörten Märsche, deine Augen wären klar und dein lächelndes Antlitz wäre weiß und golden angehaucht wie das deiner glücklichen Geschwister; alle Gestirne kennten dich

und, weit entfernt, dein Vorüberziehen zu fürchten, würden sie sich bei deiner Annäherung freuen, denn du wärst eins mit uns durch die unzerstörbaren Bande der allgemeinen Zusammengehörigkeit, und dein friedliches Leben wäre wieder eine Stimme mehr in dem Gesange der ewiglichen Liebe.
Und der Komet antwortet dem Fixsterne:
Glaube nicht, meine Schwester, daß ich auf Abenteuer ausgehe oder die Räume störe; Gott hat mir wie dir einen Pfad vorgeschrieben, und wenn mein Weg dir unsicher und irre erscheint, so liegt es nur daran, daß deine Strahlen nicht so weit reichen, um den mir gegebenen Weg zu erkennen. Mein feuriges Haar ist das Licht Gottes, ich bin der Bote der Sonnen und erfülle mich mit ihren feurigen Strahlen, um sie sodann auf meiner Wanderung mit den noch jungen Welten, die noch nicht genügend Wärme besitzen, zu teilen, sowie auch mit den alternden Gestirnen, die in ihrer Einsamkeit frieren. Wenn mich meine langen Reisen ermüden, und ich nicht so schön bin wie du, wenn mein Aussehen weniger jungfräulich ist, so bin ich doch nicht weniger als du: ein adeliger Sohn des Himmels.
Lasset mir das Geheimnis meiner schrecklichen Bestimmung, lasset mir das Entsetzen, das mich umgibt; verdammt mich, wenn ihr mich nicht verstehen könnt, ich werde das aufgegebene Werk nichtsdestoweniger ausführen und meinen Weg unter

dem Einflusse des göttlichen Hauches fortsetzen. Glücklich die Sterne, die ausruhen und in friedlicher Gesellschaft mit den Welten wie jugendliche Königinnen leuchten. Ich bin der Geächtete, der immer unterwegs ist und der die Unendlichkeit zur Heimat hat. Man beschuldigt mich, daß ich die Planeten verbrenne, während ich sie doch nur erwärme, und daß ich die Sterne erschrecke, die ich doch erleuchte; man wirft mir vor, daß ich die Ruhe des Weltalls störe, weil ich mich nicht um seine einzelnen Mittelpunkte drehe und daß ich die einen an die andern anbinde, wenn ich meinen Blick dem gemeinsamen Mittelpunkt der Sonnen zuwende. Sei versichert, schöner Fixstern, ich will dich nicht deines friedlichen Lichtes berauben; im Gegenteil, ich erschöpfe mich gänzlich für dich, mein Leben und meine Wärme hingebend. Wenn ich mich aufgebraucht haben werde, kann ich vom Himmel verschwinden, mein Leben wird schön gewesen sein. Wisset, daß in dem Tempel Gottes verschiedene Feuer brennen, die ihm alle Ehre erweisen; ihr seid Licht aus goldenen Leuchtern, und ich bin das Licht der Opfer: so erfüllen wir alle unsere Bestimmung.
Hat der Komet so gesprochen, schüttelt er sein Haar, deckt sich mit einem feurigen Schild und taucht in

den unendlichen Räumen unter, in denen er für immer zu verschwinden scheint.
So kommt und verschwindet auch Satan in den sinnbildlichen Erzählungen der Bibel. Eines Tages, so erzählt das Buch Hiob, kamen die Kinder Gottes, um sich ihm zur Verfügung zu stellen; unter ihnen befand sich auch Satan. Der Herr fragte: Woher kommst du? Er antwortete: Ich habe die Erde durchwandert und bin nun zurück.
So erklärt ein gnostisches Evangelium, das von einem gelehrten Reisenden im Orient wieder aufgefunden wurde, in bezug auf den bildlichen Luzifer: „Die Wahrheit, die sich kennt, ist der lebende Gedanke. Die Wahrheit ist hier der Gedanke, auf dem sie beruht, und der zusammengefaßte Gedanke ist das Wort. Als der ewige Gedanke nach einer Form suchte, sagte er: „Es werde Licht." Nun ist aber dieser Gedanke, der redet, das Wort und das Wort sagt: „Es werde Licht", denn das Wort selbst ist das Licht der Geister. Das nicht erschaffene Licht, das das Wort Gottes ist, strahlt, um gesehen zu werden, und da es sagt: „Es werde Licht", befiehlt es den Augen, sich zu öffnen; es erzeugt die Intelligenz. Und da Gott sprach: „Es werde Licht", ward die Intelligenz erschaffen und das Licht leuchtete. Nun aber hat die dem Atem Gottes wie ein von der Sonne losgelöster Stern entquollene Intelligenz die Gestalt eines wunderschönen Engels

angenommen und der Himmel begrüßte ihn mit dem Namen Luzifer. Die Intelligenz erwachte und verstand sich vollkommen, als sie das Wort Gottes hörte: Es werde Licht! Sie fühlte sich frei, da Gott ihr gebot zu leben, und sie antwortete, indem sie ihren Kopf hob und ihre Flügel ausbreitete: Ich werde nicht die Knechtschaft sein! Bist du denn das Leiden? fragte die unerschaffene Stimme. Ich werde die Freiheit sein, sagte das Licht.
Der Stolz wird dich verführen, erwiderte die göttliche Stimme, du wirst den Tod gebären!
Ich muß gegen den Tod ankämpfen, um das Leben zu erobern, antwortete das erschaffene Licht.
Alsdann nahm Gott von ihrer Brust die Quelle der Pracht, die der wunderschöne Engel besaß, und als er den Engel sich nun in die Nacht stürzen sah, welche er mit Glanz durchfuhr, liebte er das Kind seines Gedankens und unaussprechlich lächelnd, sagte er zu sich selbst: „Wie schön doch das Licht war!“
Gott hat die Leiden nicht erschaffen, die Intelligenz hat sie freiwillig auf sich genommen, um frei zu bleiben. Und das Leiden ist die dem freien Wesen auferlegte Bedingung, durch d e n allein auferlegt, der sich nie irren kann, da er unendlich ist. Denn das Wesen der Intelligenz ist die Beurteilung, — das Wesen der Beurteilung — aber die Freiheit. Das Auge besitzt in Wirklichkeit das Licht nur

durch die Fähigkeit, sich zu öffnen und zu schließen. Müßte das Auge immer geöffnet bleiben, so wäre es der Sklave und das Opfer des Lichts und um diese Qual zu vermeiden, würde es aufhören zu sehen. Und so ist die erschaffene Intelligenz nur glücklich, Gott zu bejahen, wenn sie die Freiheit hat, Gott auch zu verneinen. Darum verherrlicht der Gotteslästerer Gott und darum ist die Hölle notwendig zur Glückseligkeit des Himmels.

Wenn das Licht nicht vom Schatten verdrängt würde, würde es nicht beachtet werden. Wenn der höchste der Engel den Tiefen der Nacht nicht getrotzt hätte, wäre diese Schöpfung Gottes nicht vollkommen gewesen und das erschaffene Licht hätte nicht die Wesen trennen können. Die Intelligenz hätte nie erfahren, wie gut Gott ist, wenn sie sich nie von ihm getrennt hätte. Nie hätte die Liebe Gottes die Freude ob ihrer Barmherzigkeit besser kund tun können, wenn das verschwenderische Kind des Himmels immer im Hause seines Vaters geblieben wäre.

Als alles Licht war, war das Licht nirgends, es war in Gott, dem es sodann entquoll. Und als er dann sagte: „Es werde Licht", gestattete er der Nacht, das Licht zurückzudämmen, und das Weltall entstand aus dem Chaos. Die Weigerung des Engels, der, als er geboren wurde, es zurückwies, ein Sklave zu sein, stellte das Gleichgewicht her, und

die Bewegung der Räume begann. Und die unermeßlichen Räume bewunderten diese Liebe zur Freiheit, die genügte, um die Leere der Nacht zu erfüllen, und stark genug war, um den Haß Gottes auf sich zu nehmen.
Aber Gott konnte das edelste seiner Kinder nicht hassen, und er prüfte es durch seinen Zorn, nur, um es in seiner Macht zu festigen.
Selbst das Wort Gottes wollte, als ob es auf Luzifer eifersüchtig wäre, vom Himmel herabsteigen und die Finsternisse der Hölle im Triumphe durchziehen. Es wollte geächtet und verdammt sein und es sah die Stunde voraus, in der es in äußerster Todesqual schreien würde: „Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen!"
Wie der Morgenstern der Sonne vorangeht, so zeigt die Auferstehung Luzifers der erwachenden Natur die Menschwerdung Gottes an.
Hat vielleicht Luzifer bei seinem Sturz in die Finsternis einen Regen von Sonnen und Sternen durch die Anziehungskraft seiner Herrlichkeit mit sich gezogen?
Vielleicht ist unsere Sonne ein Dämon unter den Gestirnen, wie Luzifer ein Gestirn unter den Engeln ist? Darum bleibt sie zweifelsfrei so ruhig und erleuchtet die schrecklichen Beklemmungen der Menschheit und den langsamen Todeskampf der Erde, denn sie ist in ihrer Einsamkeit frei und be-

sitzt das Licht der Erde. Das war der Standpunkt der Ketzer der ersten Jahrhunderte; die einen, die Ophiten, beteten diesen Dämon in Gestalt einer Schlange an; andere, wie die Kaïniten, beurteilten die Auflehnung des obersten der Engel wie die Tat des ersten Mörders. Alle diese Täuschungen, alle diese Schatten, alle diese ungeheuerlichen Götzenbilder der Verirrungen, in denen Indien diesen Symbolen die Zauberei gegenüberstellt, hatten in dem Christentum Priester und Anhänger gefunden. An keiner Stelle der Genesis ist die Rede vom Teufel; eine versinnbildlichte Schlange täuschte unsere ersten Eltern. Nachstehend die entsprechende Übersetzung aus der Heiligen Schrift:
„Nun aber war die Schlange viel listiger als jedes andere Tier, das Gott erschaffen."
Moses sagt: „We-ha-nachasch haja arum mi-kol chajjath ha-sadeh ascher assah JHWH elohim."
Nach Fabre d'Olivet ins Deutsche übersetzt: Nun aber war der anerschaffene Drang (Antrieb zur Begierde) die hinreißende Leidenschaft jeglichen elementaren (anfänglichen) Lebens (die innere Triebkraft) der Natur das Werk von Ihôah, dem Sein der Wesen.
Aber hier ist Fabre von der wahren Übersetzung abgekommen, denn er nahm nicht die „großen Schlüssel der Kabbala" dazu. Das Wort Nachasch

bedeutet nach den symbolischen Buchstaben des Tarot ausgelegt: streng, hart.
Kabbalistische Wertzahl 14: „Nun“ — Die Kraft, die Mischungen erzeugt.
Kabbalistische Wertzahl 5: „Che“ — Der Empfänger und der Erzeuger der untätigen Formen.
Kabbalistische Wertzahl: 21: „Schin“ — Das natürliche und vereinigte Feuer, das durch die zwiefache Polarisation im Gleichgewicht gehalten wird.
Die von Moses gebrauchten Worte, der Kabbala gemäß übersetzt, geben uns also die Beschreibung und die Erklärung dieser magischen und allgemeinen Kraft, die in allen Götterlehren durch die Schlange versinnbildlicht wurde und der die Hebräer auch den Namen OD gaben, wenn sich ihre Kraft wirksam äußert; den Namen OB aber gaben sie ihr, wenn sich ihre Kraft unwirksam äußert und AUR nannten sie sie, wenn sie sich völlig offenbart in ihrer im Gleichgewicht gehaltenen Macht, als Erzeugerin des Lichtes im Himmel und des Goldes unter den Metallen.
Diese Schlange also ist es, die die Erde umringt und deren gefräßiger Kopf sich unter dem Fuße einer Jungfrau beruhigt, das Sinnbild der Einweihung dieser Jungfrau, die den drei weisen Königen ein neugeborenes Kind zur Anbetung entgegenhält und von ihnen dafür Gold, Myrrhe und Weihrauch erhält.

Der Glaube dient also in allen Religionen dazu, das Geheimnis der Naturkräfte, in die man einweihen könnte, zu verschleiern; die religiösen Glaubenssätze sind kurze Zusammenfassungen dieser Worte, die voller Geheimnisse und Kräfte sind, und die die Götter veranlassen, vom Himmel herabzusteigen und sie dem Willen der Menschen unterwerfen. Judäa entlieh die Geheimnisse Ägypten, Griechenland entsandte seine Priester und später seine Gottesgelehrten in die Schule der großen Propheten; das Rom der Cäsaren, das durch die christlichen Katakomben untergraben wurde, stürzte eines Tages zusammen und man machte ein Sinnbild aus den Trümmern all dieser Gottesverehrungen, die der Königin der Welt unterlagen.

Gemäß dem Evangelium war die Inschrift, durch die das geistige Königreich Christi aufgestellt wurde, hebräisch geschrieben, aber auch griechisch und lateinisch und das war der Ausdruck der Vereinigung der ganzen Welt.

Das Griechentum mit seiner großen und schönen Religion hat die Ankunft des Erlösers nicht weniger vorausgesagt als die Propheten der Juden; die Fabel der Psyche ist mehr als ein Ahnen des Christentums und die Verehrung des Pantheons, die Sokrates wieder zu Ehren brachte; sie bereitete die Altäre für einen Gott vor, den nur Israel auf geheimnisvolle Weise immer verehrt hatte.

Aber die Synagoge verleugnete ihren Messias, die hebräischen Schriften wurden verwischt, wenigstens für die verblendeten Augen der Juden. Die römischen Verfolger schändeten das Altgriechentum, das auch die falsche Milde Julians des Philosophen nicht wieder zu Ehren bringen konnte, dieses Julian, der fälschlicherweise auch „Julian der Apostat" genannt wurde, da sein Christentum nie aufrichtig war. Die Unkenntnis des Mittelalters stellte den Göttern, den Göttinnen und den Nymphen die Heiligen und die Jungfrau gegenüber; der tiefe Sinn der altgriechischen Symbole wurde noch nie so mißverstanden wie damals, Griechenland selbst verlor nicht nur die Überlieferungen seiner alten Gottesverehrung, sondern es trennte sich auch noch von der römischen Kirche, und so waren für die Augen der Römer die Schriften der Griechen verloren, wie die römischen Schriften für die Augen der Griechen verschwunden waren.
So verschwand die Inschrift am Kreuze des Erlösers vollkommen und es verblieben nur geheimnisvolle Zeichen. Aber wenn die Wissenschaft und die Philosophie im Verein mit dem Glauben alle verschiedenen Symbole wieder zu einem einzigen vereinigt haben werden, wird alle Pracht der antiken Gottesverehrung neu erblühen im Gedächtnis der Menschen. Der Fortschritt des menschlichen Geistes wird in der Anschauung des Lichtes Gottes verkün-

digt. Der größte Fortschritt wird aber derjenige sein, der der Wissenschaft die Schlüssel zur Enthüllung der Natur in die Hände geben wird, — der für immer das gräßliche Trugbild des Teufels fesselt, der alle außergewöhnlichen Erscheinungen der Natur erklärt und der das Reich des Aberglaubens und der dummen Leichtgläubigkeit zerstören wird.

Der Vervollkommnung dieses Fortschrittes haben wir unser Leben geweiht und wir verbringen alle unsere Jahre mit den mühsamsten und schwersten Nachforschungen. Wir wollen die Altäre befreien, die Götzenbilder stürzen; wir wollen, daß der vernünftige Mensch Priester und König der Natur werde, und wir wollen all die Bilder des ganzen weltlichen Heiligtums beibehalten, indem wir sie erklären.

Die Propheten haben bildlich und in Gleichnissen gesprochen, da ihnen die abstrakte Sprache fehlte; und weil die prophetischen Wahrnehmungen der Ausdruck der Harmonie oder der gesamten Übereinstimmung waren, so konnten sie dieselben nur bildlich ausdrücken. Diese Bilder, die im wesentlichen dem täglichen Leben entnommen wurden, sind zu Götzenbildern oder zu undurchdringlichen Geheimnissen geworden. Die Vereinigung und die Aufeinanderfolge dieser Bilder sind das, was man

Sinnbild nennt. Das Sinnbild oder Gleichnis kommt also von Gott, trotzdem es von den Menschen geformt wurde.

Die Offenbarung hat die Menschheit zu allen Zeiten begleitet und hat sich mit dem menschlichen Geiste entwickelt, aber sie hat dauernd dieselbe Wahrheit geoffenbart. Nur eine Religion ist die richtige und ihre Glaubenssätze sind einfach und für alle verständlich. Doch die Vielheit der Symbole war nur ein poetisches Werk zur Erziehung des menschlichen Geistes. Die Übereinstimmung der äußerlichen Schönheiten und die Form der Poesie sollte Gott in den ersten Zeiten der Welt offenbaren, aber Venus hatte bald Psyche zur Nebenbuhlerin und Psyche verführte Amor.

So mußte die Verehrung der Form auf diese ehrgeizigen Träumereien der Seele verzichten, die schon die beredte Weisheit Platos verschönerte. Die Ankunft des Erlösers war also vorbereitet und deshalb wurde sie auch ersehnt; er kam, da ihn die Erde erwartete, und die Philosophie wandelt sich in den Glauben um, um sich beim Volke beliebt zu machen.

Aber, selbst durch diesen Glauben befreit, wandte sich der menschliche Geist bald gegen die Schule, die die Sinnbilder verkörperlichen wollte, und das einzige Werk des Katholizismus bestand darin, ohne sein Wissen die Befreiung des Gewissens vorzube-

reiten und den Grund zur Vereinigung der gesamten Welt zu legen. Alle diese Vorkommnisse waren nur die gleichmäßige und normale Entwicklung des göttlichen Lebens in der Menschheit; denn Gott ist die große Seele aller Seelen, er ist der unwandelbare Mittelpunkt, nach dem alle Erkenntnis strebt wie eine Masse von Sternen.

Der menschliche Verstand hat seinen Morgen erlebt, sein vollster Mittag wird kommen, nachher sein Verfall, aber Gott wird immer derselbe bleiben. Den Bewohnern der Erde scheint es, als ob sich die Sonne jugendlich schüchtern erhebt, mitten am Tage aus allen Kräften leuchtet und sich abends ermüdet zur Ruhe legt; aber die Erde dreht sich, und die Sonne ist unbeweglich.

Wenn der freie Mensch seinen Glauben auf den menschlichen Fortschritt und auf die Beständigkeit Gottes setzt, so achtet er auch die Religion in ihren vergangenen Gestalten und er wird Jupiter nicht mehr als Jehova lästern, er wird auch das glänzende Bild des Pythischen Apollo liebevoll begrüßen und in ihm eine brüderliche Ähnlichkeit mit dem auferstandenen Erlöser finden. Er glaubt an die große Aufgabe des katholischen Glaubens und er findet Gefallen daran, wie die Hohenpriester des Mittelalters die Religion als Damm gegen die absolute Macht der Könige stellten; aber er protestiert mit den revolutionären Jahr-

hunderten gegen die Knechtung des Gewissens, das die priesterlichen Befugnisse einkerkern wollten. Er ist ein noch größerer Protestant als Luther, da er selbst nicht einmal an die Unfehlbarkeit des Augsburger Bekenntnisses glaubt, und er ist katholischer als der Papst, da er nicht zu befürchten braucht, daß die religiöse Einheit durch die Unwachsamkeit seiner Anhänger in die Brüche geht. Er vertraut Gott bezüglich des Wohles der Einigkeit mehr als der Politik von Rom, er achtet die Wachsamkeit der Kirche, aber er befürchtet nicht, daß sie untergehen wird; er weiß, daß ihr scheinbarer Tod eine Verwandlung und eine herrliche Himmelfahrt sein muß. Der Verfasser dieses Werkes ruft den Weisen des Orients von neuem zu, daß sie ihren Göttlichen Meister wieder erkennen möchten, den sie in der Wiege begrüßten, den großen Eingeweihten aller Zeiten.

Alle seine Feinde sind vernichtet, alle, die ihn verdammten, sind gefallen; die ihn verfolgten, sind für immer begraben, aber ER, ER lebt ewiglich. Die neidischen Menschen haben sich gegen ihn verbündet, die bisher uneinigen Menschen haben sich in dem einen Punkt geeinigt, ihn zu vernichten. Sie haben sich zu Königen gemacht und sie haben ihn geächtet, sie haben sich zu Scheinheiligen gemacht und sie haben ihn beschuldigt, sie haben sich zu

Richtern gemacht und haben ihm das Todesurteil verlesen; sie haben sich zu Henkern gemacht und sie haben die Hinrichtung vollführt, sie haben ihm den Giftbecher zum Trinken gegeben, sie haben ihn gekreuzigt, sie haben ihn geschmäht, sie haben ihn verbrannt und seine Asche in alle Winde verstreut; dann schrien sie auf vor Entsetzen: er war wieder lebend vor ihnen, klagte sie durch seine Wunden an und schmetterte sie nieder durch die Blitze aus seinen Narben.

Man glaubt ihn in der Wiege zu Bethlehem erwürgt, er lebt in Ägypten; man schleift ihn auf einen Berg, um ihn herunterzustürzen, die Menge der Mörder umsteht ihn und triumphiert schon ob seines sicheren Unterganges; man hört einen Schrei; rührt er nicht von ihm her, der durch seinen Sturz an den Felsen zerschellt? Sie erbleichen und schauen sich gegenseitig an, er aber schreitet ruhig und erbarmungsvoll lächelnd durch die Menge und verschwindet. Und dann ein anderer Berg, den sie mit seinem Blute färbten, ein Kreuz und ein Grabmal; Soldaten bewachen das Grab. Törichte, das Grab ist leer und der, den sie tot glaubten, wandert ruhig zwischen zwei Jüngern auf der Straße nach Emmaus.

Wo ist er? Benachrichtigt die Herren der Erde, sagt den Cäsaren, daß ihre Macht bedroht ist! Durch wen? Durch einen Armen, der nicht einen Stein hat, auf den er sein Haupt betten könnte,

durch einen Mann aus dem Volke, der zum Tode eines Sklaven verurteilt wurde. Welch ein Schimpf, welch eine Vermessenheit! Es schadet nichts, die Cäsaren werden ihre gesamte Macht entfalten: Harte Befehle ächten den Flüchtling, überall erheben sich Blutgerüste, Zirkusse werden eröffnet, voll von Gladiatoren und Löwen, Holzstöße gehen in Flammen auf, Ströme von Blut sind geflossen und die Cäsaren, die glaubten, gesiegt zu haben, wagen es denen einen Namen anzuhängen, deren Siegeszeichen sie erhöht; dann sterben sie und ihre Vergötterung enterbt die Götter, die sie zu verteidigen wähnten.

Der Haß der Welt vereinigt sich zu einer Verachtung von Jupiter und Nero; die Tempel, denen die kriechenden Schmeicheleien ihr Grab bereitet haben, sind auf geächteter Asche zusammengestürzt; und auf den Trümmern der Götzenbilder, auf den Ruinen des Kaiserreiches hat ER allein, nur ER, den die Cäsaren geächtet, den so viele Trabanten verfolgten, den so viele Henker marterten, ER allein triumphiert. ER allein ist lebendig geblieben, ER allein regiert!

Aber seine Jünger selbst mißbrauchen bald seinen Namen, der Stolz dringt in das Heiligtum ein; diejenigen, die seine Auferstehung bekanntmachen sollten, wollen seinen Tod unsterblich machen, um sich wie die Raben von seinem immer wieder ge-

boren werdenden Fleische zu ernähren. Anstatt ihm in seinem Opfer nachzufolgen, und ihr Blut für ihre Kinder des Glaubens zu opfern, ketten sie sie an den Vatikan wie an einen neuen Kaukasus und mästen sich wie Geier aus diesem göttlichen Prometheus. Aber was bringt ihnen ihr schlechter Traum ein? Sie haben nur sein Bild gefesselt, — er selbst, er lebt immer frei, er geht von Verbannung zu Verbannung, von Eroberung zu Eroberung.
Man kann nur einen Menschen fesseln, aber das Wort Gottes kann man nicht gefangen halten; das Wort ist frei und nichts vermag es zu unterdrücken. Dieses lebendige Wort ist die Verdammung der Bösen, und darum wollten sie es vernichten; aber sie selbst werden vernichtet, und das Wort der Wahrheit bleibt, um sie zu richten!
Orpheus konnte durch die Priester des Bacchus in Stücke zerrissen werden, Sokrates hat den Giftbecher geleert, Jesus und seine Apostel haben den Märtyrertod erlitten, Johann Hus, Jeremias von Prag und viele andere wurden verbrannt, die Bartholomäusnacht und die Septembermetzeleien schufen immer neue Märtyrer, der Kaiser von Rußland hat immer noch seine Kosaken, die Knute und die Verbannung nach Sibirien zur Hand, aber der Geist von Orpheus, von Sokrates, von Jesus und von allen Märtyrern wird immer inmitten ihrer gestorbenen Verfolger bleiben, er bleibt aufrecht inmitten der

Einrichtungen, die wieder zusammenfallen, und der Reiche, die gestürzt werden.

Das ist dieser göttliche Geist, der Geist des einen Sohnes Gottes, den uns der heilige Johannes in seinem Buche vorstellt, aufrecht inmitten goldener Leuchter, denn er ist der Mittelpunkt allen Lichtes; er hält sieben Sterne in der Hand wie die Saat eines ganz neuen Himmels und seine Worte sendet er im Bilde eines zweischneidigen Schwertes zur Erde.

Wenn die entmutigten Weisen in der Nacht der Zweifel einschlafen, ist der Geist Gottes immer wach und hält Wache. Wenn die Völker sich ermüdet von der befreienden Arbeit zur Ruhe legen und sich in des Schlafes Fesseln beruhigen, bleibt der Geist Gottes wach und betet. Wenn die verblendeten Ausleger der Religion nutzlos geworden sind, sich in den Staub der alten Tempel niederwerfen und dienerisch von abergläubischer Furcht befallen herumkriechen, bleibt der Geist Gottes aufrecht und betet. Wenn die Schwachen erlahmen, wenn die Tugenden verderben, wenn sich alles krümmt und müht, um geringe Nahrung zu finden, bleibt der Geist Gottes aufrecht, schaut gen Himmel und erwartet die Stunde seines Vaters.

Christsein heißt hoher Priester und Königsein. Christus, der Schöpfer einer neuen Zeit, der modernen, ist gekommen, um durch die Wissenschaft, besonders aber durch die Nächstenliebe neue Könige und neue Priester heranzubilden. Die alten Weisen waren Priester und Könige.
Die Ankunft des Erlösers wurde den alten Weisen durch einen Stern angezeigt. Dieser Stern war das magische Fünfeck, das an jeder Spitze einen heiligen Buchstaben hat.
Dieser Stern ist das Sinnbild des Verstandes, der durch die Einheit der Kraft die vier Elemente beherrscht.
Das ist das Pentagramm der Magier.
Es ist das flammende Gestirn der Kinder Hirams.
Es ist das Vorbild des ebenmäßigen Lichtes; gegen jede seiner Ecken steigt ein Lichtstrahl, von jeder seiner Ecken fällt ein Lichstrahl.
Dieser Stern stellt den großen und höchsten Natur-Athanor dar, welcher dem menschlichen Körper gleich ist.
Die magnetische Einwirkung kommt in zwei Strahlen aus dem Kopfe, von jeder Hand und von jedem Fuße. Der positive Strahl wird durch den negativen im Gleichgewicht gehalten. Der Kopf steht mit den zwei Füßen in Verbindung, jede Hand mit einer Hand und mit einem Fuße, die zwei Füße jeder mit dem Kopfe und einer Hand.

Dieses regelmäßige Zeichen des ebenmäßigen Lichtes stellt den Geist der Ordnung und Harmonie dar.
Es ist das Zeichen der Allmacht des Magiers.
Dieses Zeichen stellt auch, wenn es durchbrochen oder unregelmäßig durchzogen ist, die astrale Trunkenheit dar, die unregelmäßigen und regellosen Projektionen der großen magischen Kraft, z. B. die durch ein Bild von Wachs magisch zu Tode Gehetzten, die Perversität, die Ausgelassenheit; es ist das, was die Magier die Unterschrift Luzifers nennen.
Es gibt noch eine andere Unterschrift, die auch die Geheimnisse des Lichtes darstellt: es ist die Unterschrift Salomos.
Die Zauberzeichen Salomos trugen auf der einen Seite das Gepräge seines Siegels, auf der anderen seine Unterschrift.
Man fesselt die tückischen Geister, wenn man ihnen das flammende Gestirn des Pentagramms oder die Unterschrift Salomos zeigt, denn damit beweist man ihnen ihre Torheit und kann sie gleichzeitig mit einer sie beherrschenden Kraft bedrohen, die imstande ist, sie zu martern, indem sie sie zur Ordnung zwingt.
Nichts martert die Bösen so als das Gute. Nichts ist der Torheit so verhaßt als die Vernunft; aber

wenn ein unwissender Operateur sich dieser Zeichen bedient, so handelt er wie ein Blinder, der den Blinden vom Lichte erzählt. Der ist ein Esel, der die Kinder lesen lehren will.

Wenn ein Blinder einen anderen Blinden führen will, sagte der göttliche Hierophant, so werden alle beide in den Graben fallen. —

Noch ein letztes Wort, um diese ganze Einleitung zusammenzufassen:

Wenn ihr blind seid wie Simson, und ihr rüttelt an den Säulen des Tempels, so werden euch die Ruinen zermalmen.

Um der Natur zu befehlen, muß man sich über die Natur erhoben haben durch die Besiegung ihrer Widerstandskraft.

Ist euer Geist vollkommen frei von jeglichem Vorurteil, von jeglichem Aberglauben und von aller Ungläubigkeit, so werdet ihr den Geistern befehlen. Gehorcht ihr den Schicksalsmächten nicht, so werden diese Mächte (Kräfte) euch gehorchen.

Seid ihr so weise wie Salomo, so werdet ihr Werke gleich den seinen ausführen können; seid ihr so heilig wie Christus, so werdet ihr Werke gleich den seinen ausführen können.

Um die Ströme des bewegten Lichtes leiten zu können, muß man selbst in einem unbeweglichen Licht feststehen.

Um den Elementen zu befehlen, muß man Orkane bezwungen haben, ihre Blitze, ihre Abgründe und ihre Stürme.

Man muß WISSEN, um zu WAGEN.
Man muß WAGEN, um zu WOLLEN.
Man muß WOLLEN, um das Reich zu besitzen.
Und um zu regieren muß man — SCHWEIGEN.

DAS SEPTENAR DER TALISMANE

Aus: Eliphas Lévi: „Dogma und Ritual der hohen Magie“.

Der Erfolg der magischen Werke hängt davon ab, daß man alle Regeln streng beobachtet. Die Gebräuche, die das Altertum uns überliefert hat, sind keineswegs phantastisch oder willkürlich. Nachdem ich jahrelang alle authentischen Zauberbücher und magischen Rituale durchstudiert hatte, bin ich schließlich mit großer Mühe dazu gekommen, das Zeremoniell der ursprünglichen Universalmagie wiederherzustellen. Die einzigen ernstzunehmenden Bücher darüber existieren nämlich nur als Manuskripte, in einer Geheimschrift, die ich mit Hilfe der Polygraphie des Trithemius entziffert habe. Die Bedeutung anderer Geheimbücher beruht lediglich auf ihren zur Illustration beigegebenen Hieroglyphen und Symbolen, die durch den Text eher verdunkelt als erklärt werden. Dieser Art ist das Enchiridion von Papst Leo III., das niemals mit den echten Illustrationen gedruckt worden ist und das ich nach einer uralten Handschrift wiederhergestellt habe. Die Rituale, die unter dem „Schlüssel des Salomo“ bekannt sind, sind zahlreich, teils ge-

druckt, teils handschriftlich. Die kaiserliche Bibliothek bewahrt einen besonders schönen. Das so berühmte Buch „Der kleine Albertus" ist nur ein aufgelegter Schwindel; ein paar verstreute Talismanfiguren und einige dem Paracelsus entlehnte Berechnungen sind das einzige Echte des Buches. Paracelsus ist jedenfalls eine unbedingte Autorität. Niemand hat Größeres vollbracht als er. Gerade darum verbirgt er die Zauberkraft der Zeremonien und lehrt lediglich die magnetischen Wirkungen des Willens. Er umschreibt die ganze Geheimwissenschaft mit zwei Zeichen, dem des Makrokosmus und dem des Mikrokosmus. Für den Eingeweihten mußte das genügen, und den Laien wollte er absichtlich fernhalten. Daher lehrte Paracelsus kein Ritual, er übte es aber aus, und seine Übungen waren eine fortlaufende Kette von Wundern.
Die Alten glaubten, daß die Welt von sieben sekundären Ursachen abgeleitet sei. Die sieben Grundkräfte, die Moses mit dem Plural „Elohim", „die Götter" bezeichnet. Diese sieben Kräfte, benannt „der heilige Septenar", zum Teil einander parallel, zum Teil gegeneinander wirkend, rufen im Weltall das Gleichgewicht hervor, und regeln die Bewegung der Sphären. Die Juden verstanden unter ihnen die sieben Erzengel: Michael, Gabriel, Raphael, Anael, Samael, Zadkiel und Oriphiel. Die vier letzteren wurden von den christlichen Gnostikern als Uriel,

Barachiel, Sealtiel und Jehudiel bezeichnet. Andere Nationen schrieben diesen Geistern die Führung der sieben großen Planeten zu, und nannten sie mit göttlichen Namen. Auch wir glauben an ihren Einfluß. Die Astronomie teilte unter sie den Himmel auf, und ließ jeden Wochentag einen andern regieren. Das ist der Grund der verschiedenen Zeremonien der magischen Woche, und des Septenarkults der Planeten. Die Planeten sind nichts anderes als Zeichen. Sie haben auf das menschliche Schicksal den Einfluß, den der Glaube ihnen zuschreibt, weil ihre Sphäre der menschlichen verhältnismäßig nahesteht.
Die sieben magischen Planeten entsprechen den sieben prismatischen Farben und den sieben Tönen der Oktave. Sie stellen auch die sieben Kardinaltugenden und im Gegensatz dazu die sieben Todsünden der christlichen Ethik dar. Auch die sieben Sakramente basieren auf dem Septenar. Die Taufe, die das Wasser heiligt, entspricht dem Mond. Die Buße steht unter der Herrschaft des Samael, der den Mars regiert. Die Firmung, die den Geist auf den Gläubigen herabruft, steht unter der Patenschaft Rafaels, des Regenten des Merkur. Die heilige Eucharistie entspricht dem Jupiter. Das Sakrament der Ehe wird durch den Engel Anael, den reinen Bewohner der Venus, geheiligt. Und die letzte Ölung, die Sicherung des Kranken, der unter dem

Sensenschnitt des Saturn dahinsinkt, ist der Sonne geweiht. All diese Parallelen wurden von dem Gelehrten Dupuis festgestellt, der hieraus auf die Hinfälligkeit aller Religionen schloß, statt die Heiligkeit und Unanfechtbarkeit des Kerns zu entdecken, den alle gleicherweise bergen. Er war nicht fähig, die Offenbarung zu verstehen, daß die Harmonie im All sich auch auf den Menschen erstreckt, und sah in dieser Kette ewiger Wahrheiten nur eine Reihe von Irrtümern und Fehlern.

Auch der magischen Werke sind sieben:

1. Werke des Lichts unter den Auspizien der Sonne;
2. Werke des Mysteriums, unter Anrufung des Mondes;
3. Werke des Geheimwissens, unter dem Schutze des Merkur;
4. Rachewerke, dem Mars geweiht;
5. Liebeswerke, im Zeichen der Venus;
6. Werke der Leidenschaft und der Intrige unter Jupiters Auspizien;
7. Verfluchungen, unter dem Beistand des Saturn.

Im theologischen Symbolismus bedeutet die Sonne das Wort der Wahrheit; der Mond, die Religion selbst; Merkur die Auslegung der Mysterien; Mars die Gerechtigkeit; Venus, Gnade und Liebe; Jupiter den auferstandenen Heiland und Saturn Gott Vater oder den Jehova des Moses.

Im menschlichen Körper bedeutet die Sonne das Herz, der Mond das Hirn, Jupiter die rechte, Saturn die linke Hand, Mars den linken, Venus den rechten Fuß und Merkur die Zeugungsorgane. Im menschlichen Antlitz regiert die Sonne die Stirn, Jupiter das rechte, Saturn das linke Auge, der Mond die Nasenwurzel, Mars die rechte und Venus die linke Wange, und Merkur Mund und Kinn. Dies waren die Grundzüge der antiken Physiognomik, die später nur sehr unzulänglich von Lavater wiederhergestellt wurde. Der Zauberer, der die weiße Magie ausübt, muß an einem Sonntag operieren, von Mitternacht bis acht Uhr morgens oder von drei Uhr nachmittags bis zehn Uhr abends. Er muß ein violettes Gewand und goldene Arm- und Stirnreifen tragen. Räucheraltar und Dreifuß sollen mit Lorbeer, Heliotrop und Sonnenblumen bekränzt sein. Die in Anwendung kommenden Düfte sind: Zimmt, Weihrauch, Safran und rotes Sandelholz. Der Zauberring muß aus Gold mit einem Chrysolit oder einem Rubin, der Teppich aus Löwenhaut und der Fächer aus Sperberfedern sein.
Montags ist das Kleid weiß, silbergestickt mit einem dreifachen Perlenkragen, die Tiara ist aus gelber Seide mit dem Monogramm Gabriels in Perlenstickerei. Die Düfte sind: weißes Sandelholz, Kampfer, Ambra, Aloe und pulverisierter Gurkensamen. Die Kränze sind aus gelbem Hahnenfuß.

In Kleidung und Zimmerschmuck muß die schwarze Farbe vermieden werden, und der Beschwörer darf kein anderes Metall als Silber an sich tragen.
Am Dienstag, dem Tag für Rachewerke, soll die Kleidung rot sein, flammenfarben, rostfarben oder blutfarben, mit stählernem Gürtel und Armringen. Die Tiara ist mit Gold eingefaßt, die Zauberrute darf nicht gebraucht werden, nur Degen und Schwert. Die Kränze sollen aus Menthe sein, der Ring von Stahl mit einem Amethyst.
Am Mittwoch, dem Tag der Erkenntnis, soll das Kleid grün oder regenbogenfarben sein, das Halsband aus Glasperlen, die Quecksilber enthalten, der Duft Benzoe. Die Blumen: Narzissen, Lilien und Majoran; der Stein des Ringes ein Achat.
Am Donnerstag, der für religiöse sowie für politische Handlungen von Wichtigkeit ist, sei das Gewand scharlachrot, und man trage auf der Stirn eine eherne Tafel mit dem Zeichen des Jupiter und den drei Worten: Giarar, Bethor, Samgabiel. Die Düfte sind: Weihrauch, dunkler Bernstein, Balsam und Safran; der Ring soll einen Smaragd oder Saphir tragen. Die Kränze sind aus Eichenlaub, Pappellaub, Feigen- und Granatblättern.
Am Freitag, der der Liebe geweiht ist, muß das Gewand himmelblau sein, mit frischem Grün und Rosen bekränzt; der Schmuck aus poliertem Kupfer. Außerdem muß der Beschwörer eine Krone von

Veilchen und Rosen, Myrthen und Olivenkränzen tragen. Der Stein des Ringes ist ein Türkis. An Tiara und Armspangen trägt man Lapislazuli und Beryll. Der Fächer ist aus Schwanenfedern und der Beschwörer muß auf seiner Brust einen kupfernen Talisman tragen, mit den Zeichen des Anael und den Worten: Aveeva Vadelilith.
Am Samstag, dem Tag der Totenbeschwörung, muß das Kleid schwarz mit schwarzer oder orangefarbener Stickerei sein, am Halse trägt man ein bleiernes Täfelchen mit dem Zeichen des Saturn und den Worten: Almalec, Aphiel, Zarahiel; die Düfte bestehen hauptsächlich aus Schwefel und Asafoetida, der Ring ist mit einem Onyx geschmückt, die Girlanden sind aus Zypressenlaub und Schneerosenblättern. Auf dem Onyx des Ringes soll das Doppelhaupt des Janus mit einer geweihten Ahle eingeritzt sein.
Das sind die Geheimnisse der altertümlichen Magie. Auf ähnliche Art haben die Zauberer des Mittelalters ihre täglichen Gottesdienste den sieben Geistern geweiht.
Das Pentakel schließt in seinem synthetischen Charakter die ganze Zaubergelehrsamkeit in sich. Daher ist es der volle Ausdruck eines vollendeten Gedankens und Willens. Es ist das Zeichen des Geistes. Pentakel können auf reinem Pergament gezeichnet werden, auf Papier oder Metall.

Talisman nennt man eine Metallplatte, die ein Pentakel oder ein heiliges Zeichen trägt, und auf besondere Weise geweiht worden ist. In einem gelehrten Werk über die Zauberei des Altertums hat Gaffarel wissenschaftlich die faktische Wirksamkeit der Talismane bewiesen, und der Glaube an ihre Kraft ist in der menschlichen Natur so stark, daß wir frohgemut ein Andenken an eine geliebte Person an uns tragen, in der Überzeugung, daß es uns vor Gefahr schützt.

Talismane sind aus den sieben kabbalistischen Metallen gefertigt, und an den günstigen Tagen und Stunden werden die heiligen Zeichen darauf eingegraben. Die Zeichen der sieben Planeten nach Paracelsus findet man im „Kleinen Albertus". Es ist zu bemerken, daß Paracelsus das Zeichen des Jupiter durch einen Priester ersetzt, eine Unterschiebung, die sicherlich einen geheimnisvollen Zweck hat. Doch die allegorischen und mythologischen Gestalten der sieben Geister sind jetzt zu allgemein bekannt geworden, um noch auf Talismanen wirksam sein zu können. Wir müssen unsere Zuflucht zu gelehrteren und ausdrucksvolleren Zeichen nehmen. Auf der einen Seite des Talisman soll das Pentagram eingedrückt sein, mit einem Kreis für die Sonne, einem Horn für den Mond, einem Schwert für Mars, einem G für Venus, einer Krone für Jupiter und einer Sichel für Saturn. Die andere Seite

soll das Zeichen des Salomo tragen, das ist der sechstrahlige Stern, aus zwei übereinandergestellten Dreiecken. In der Mitte steht eine menschliche Figur als Zeichen der Sonne, ein Kelch für den Mond, ein Hundskopf für Merkur, ein Adler für Jupiter, ein Löwenhaupt für Mars, eine Taube für Venus, ein Stierkopf für Saturn. Der Name der sieben Engel ist auf hebräisch, auf arabisch oder in den magischen Lettern des Trithemius hinzugefügt. Der Salomostern kann auch durch das doppelte Rad des Ezechiel, das man an einer großen Anzahl von alten Pentakeln findet, ersetzt werden.

Auch kostbare Steine kann man für Amulette und Talismane verwenden. Doch all diese Gegenstände müssen sorgfältig in seidenen Säckchen von der Farbe des entsprechenden Planetengeistes aufbewahrt, mit den dazugehörigen Düften parfümiert und vor unreiner Berührung behütet werden. So dürfen Sonnenamulette nicht von mißgestalteten Personen, Buckligen oder Huren berührt werden. Die Amulette des Mondes dürfen von ausschweifenden Männern nicht berührt werden. Die des Merkur soll man vor schlechten Priestern behüten. Die des Mars vor Feiglingen und die der Venus vor allen niedrig Denkenden. Die Amulette des Jupiter vor Glaubenslosen und die des Saturn vor Jungfrauen und Kindern, nicht etwa, weil ihr Blick

oder ihre Berührung unrein sein könnte, sondern weil der Talisman ihnen Unglück bringen und damit seine Wirksamkeit einbüßen würde.
Tapferkeitsmedaillen und ähnliche Auszeichnungen sind wahrhaftige Talismane, welche persönlichen Wert und Verdienst steigern. Sie werden durch feierliche Überreichung geheiligt und die öffentliche Meinung gibt ihnen große Macht. Noch ist nicht genügende Aufmerksamkeit der Beziehung zwischen Idee und Zeichen gewidmet worden. So hat man zum Beispiel nicht beachtet, daß der revolutionäre Fortschritt der Neuzeit seinen symbolischen Ausdruck darin fand, daß Napoleon den Stern der Ehrenlegion an Stelle des Kreuzes des heil. Ludwig setzte. Man sagt, daß Napoleon an seinen eigenen Stern glaubte, und hätte man ihn nach dessen Bedeutung gefragt, so hätte er wohl gesagt, es sei sein Genius. Er hätte wohl das Pentagramm als sein Zeichen angenommen, das Symbol der souveränen und tatkräftigen Intelligenz. Dieser mächtige Soldat der Revolution wußte wenig, erriet aber fast alles. Auf diese Weise war er praktisch der größte Magier unserer Zeit. Noch ist die Welt voll von seinen Wundern und sein Volk hat lange nicht glauben wollen, daß er wirklich tot sei.
Geheiligte Gegenstände, die mit heiligen Bildern oder Menschen in Berührung kamen, Gegenstände aus Palästina, das Agnus Dei aus dem Wachs der

österlichen Kerze und dem alljährlichen Rest des heiligen Öles, Skapuliere und Medaillen, sind durchwegs echte Talismane. Hievon ist eines in unseren Tagen sogar sehr beliebt, und wird auch von Religionslosen getragen. Seine Zeichen sind so ausgesprochen kabbalistisch, daß sie tatsächlich ein wunderbares doppeltes Pentakel bilden. Auf der einen Seite ist die große Gebärerin, die himmlische Mutter des Zohar, die ägyptische Isis, die Venus-Urania der Platoniker, die Maria des Christentums, die auf der Weltkugel als auf ihrem Thron sitzt und einen Fuß auf den Kopf der magischen Schlange stellt. Ihre ausgestreckten Hände bilden ein Triangel, mit ihrem Kopf als Spitze. Ihre Hände sind offen, wie Strahlen, und bilden auf diese Weise einen doppelten Triangel. Die Strahlen richten sich gegen die Erde und stellen deutlich die Befreiung des Geistes durch die Arbeit dar; auf der andern Seite ist das doppelte Tau der Hierophanten, das Zeichen des Lingam mit dem doppelten Cteis oder der dreifache Phallus, umschlungen von den kabbalistischen und freimaurerischen M. Unterhalb sind zwei blutende Herzen dargestellt, inmitten von zwölf Pentagrammen.

Man behauptet zwar, daß die Träger dieser Medaillen ihre Bedeutung gar nicht zu kennen pflegen, aber dies hat nichts auf sich. Tatsächlich hat es doppelte Bedeutung und daher doppelte Kraft.

Denn die Hellseher, auf deren Angaben hin dieser Talisman graviert wurde, haben in ihren ekstatischen Zuständen dieses Bildnis in körperlicher Gestalt im Astrallicht gesehen. Ein neuer Beweis für die innige Zusammengehörigkeit von Idee und Zeichen, eine neue Heiligung für die Symbole der allgemeinen Magie.

Mit je mehr Bedeutung und Heiligung die Talismane und Pentakel hergestellt wurden, um so größer ist die Kraft, die sie besitzen. Die Weihe sollte an den von uns bestimmten Tagen mit allen Details vor sich gehen. Die Talismane werden durch die vier beschworenen Elemente geweiht, nachdem man die Geister der Finsternis im Namen der Vier angerufen hat. Dann ergreift man das Pentakel, besprengt es mit Weihwasser und spricht dazu: Im Namen von Elohim und bei den Geistern der lebendigen Wasser sei mir ein Zeichen des Lichtes und ein Sakrament des Willens! Sodann hält man es in den Dampf des Räucherwerkes und spricht: Bei der ehernen Schlange, die die feurigen Schlangen zerstört hat, sei mir ein Zeichen des Lichts und ein Sakrament des Willens!

Dann haucht man siebenmal auf den Talisman und sagt: Bei dem weiten Firmament, aus dem der Hauch Gottes gekommen, bei der Enge der Brust, in der er Wohnort aufgeschlagen, bei dem Blut, das in meinen Adern rollt, bei der Brust, die sich hebt und

senkt in lebendigem Atemholen: sei du mir ein Zeichen des Lichtes und ein Sakrament des Willens!
Dann schichtet man Kirchhofserde und Salz übereinander und spricht: Bei dem Salz der Erde, das Symbol und Zeichen ist des ewigen Lebens, sei mir ein Zeichen des Lichtes und ein Sakrament des Willens!
Hernach ist es an der Zeit, die Beschwörung der heiligen Sieben vorzunehmen, indem man immer je einen der sieben Wohlgerüche in das Feuer schüttet:
Im Namen Michaels, möge Jehova dir gebieten und dich hinwegtreiben, Chavajoth!
Im Namen Gabriels, möge Adonai dir gebieten und dich hinwegtreiben, Belial!
Im Namen Raphaels, fahre hin vor dem Antlitz, Elohim Sachabiel!
Im Namen Samael Zebaoths fahre von hinnen, Adramelek!
Im Namen von Zachariel und Sachiel-Melek, gehorche, Eloah, Samgabiel!
Im göttlichen und menschlichen Namen von Schaddaï und bei dem Zeichen des Pentagramms, das ich in meiner rechten Hand halte, im Namen des Engels Anael, bei der Gewalt Adams und Evas gehe von hinnen, Lilith! Laß uns in Frieden, Nahemah!
Bei Elohim und bei den Namen der Geister Caschiel Sehaltiel, Aphiel und Zarahiel, auf Befehl

des Oriphiel gehe von hinnen, Moloch! Wir geben dir nicht unsere Kinder zum Fraß!
Die wichtigsten magischen Instrumente sind Stab, Schwert, Lampe, Kelch, Altar und Dreifuß. Bei den Beschwörungen der transzendentalen und himmlischen Magie wird Lampe, Stab und Kelch benützt. Bei den Werken der schwarzen Magie wird der Stab durch das Schwert und die Lampe durch die Kerze des Cardanus ersetzt.
Was die heiligen Instrumente betrifft: der Zauberstab, darf nicht mit der Wünschelrute verwechselt werden, noch mit der Gabel der Nekromanten, noch mit dem Dreispitz des Paracelsus. Der wirkliche Zauberstab muß ein ganz gerader Zweig eines Mandel- oder Haselstrauches sein, mit einmaligem Ansatz mittels eines goldenen Messers abgeschnitten, zur Zeit der Blüte, vor Sonnenaufgang. Er muß der ganzen Länge nach durchbohrt sein, ohne abgesplittert oder zerbrochen zu sein. Ein langer Draht magnetischen Eisens zieht sich der Länge nach hindurch. Auf der einen Seite befestige man ein Glasprisma, auf der andern ein ähnliches aus Harz. In der Mitte des Stabes befestigt man einen Kupfer- oder einen Zinkring. Der Stab muß an seinem harzenen Ende vergoldet und seinem gläsernen versilbert sein, bis zu dem Metallring in der Mitte. Die Weihe des Stabes dauert sieben Tage, von Neumond an. Sie muß von einem Magier ausgeführt

werden, der selbst einen heiligen Stab besitzt, was die Weitergabe des magischen Geheimnisses seit Uranfang bedeutet. Stab und andere Zaubergeräte müssen sorgfältig verwahrt und verborgen bleiben und dürfen von Laien weder gesehen noch berührt werden. Die Art, wie der Zauber von einem Stab auf den anderen übertragen wird, ist eines der hohen Geheimnisse und darf niemals geoffenbart werden. Die Länge des Zauberstabes darf nicht länger sein als der Arm seines Besitzers. Der Zauberer darf sich nur, wenn er ganz allein ist, seiner bedienen und soll ihn nicht ohne zwingende Notwendigkeit berühren. Der Kardinal Richelieu, machthungrig, wie er war, suchte sein ganzes Leben in den Besitz eines Zauberstabes zu kommen, was ihm aber nicht gelang. Sein Kabbalist Gaffarel konnte ihm nur Schwert und Talismane verschaffen.

Der magische Stab ist das Heiligtum des Magiers. Er darf in keiner Weise auch nur genannt werden. Niemand soll sich seines Besitzes rühmen und eine neue Weihe darf nur bei tiefster Verschwiegenheit aller Beteiligten stattfinden.

Das Schwert ist weniger geheimnisvoll und wird auf folgende Weise hergestellt: es ist aus reinem Stahl mit einem kupfernen Kreuz als Griff, wie es im Enchiridion Leos III. dargestellt wird. Das hebräische Zeichen des Michael, wie man es bei

Agrippa findet, muß in dem Griff graviert sein. Auf der Klinge stehen die Worte: Vince in hoc, Deo duce, comite ferro. Die Heiligung des Schwertes soll zur Tageszeit an einem Sonntag vor sich gehen, unter Anrufung Michaels. Die Klinge wird in ein Feuer von Lorbeer und Zypressenholz gehalten, dann wird es mit der Asche des heiligen Feuers geglättet, mit Schlangenblut befeuchtet unter folgenden Worten:

Sei mir wie Michaels Schwert! Um Elohim Zabaoths willen!

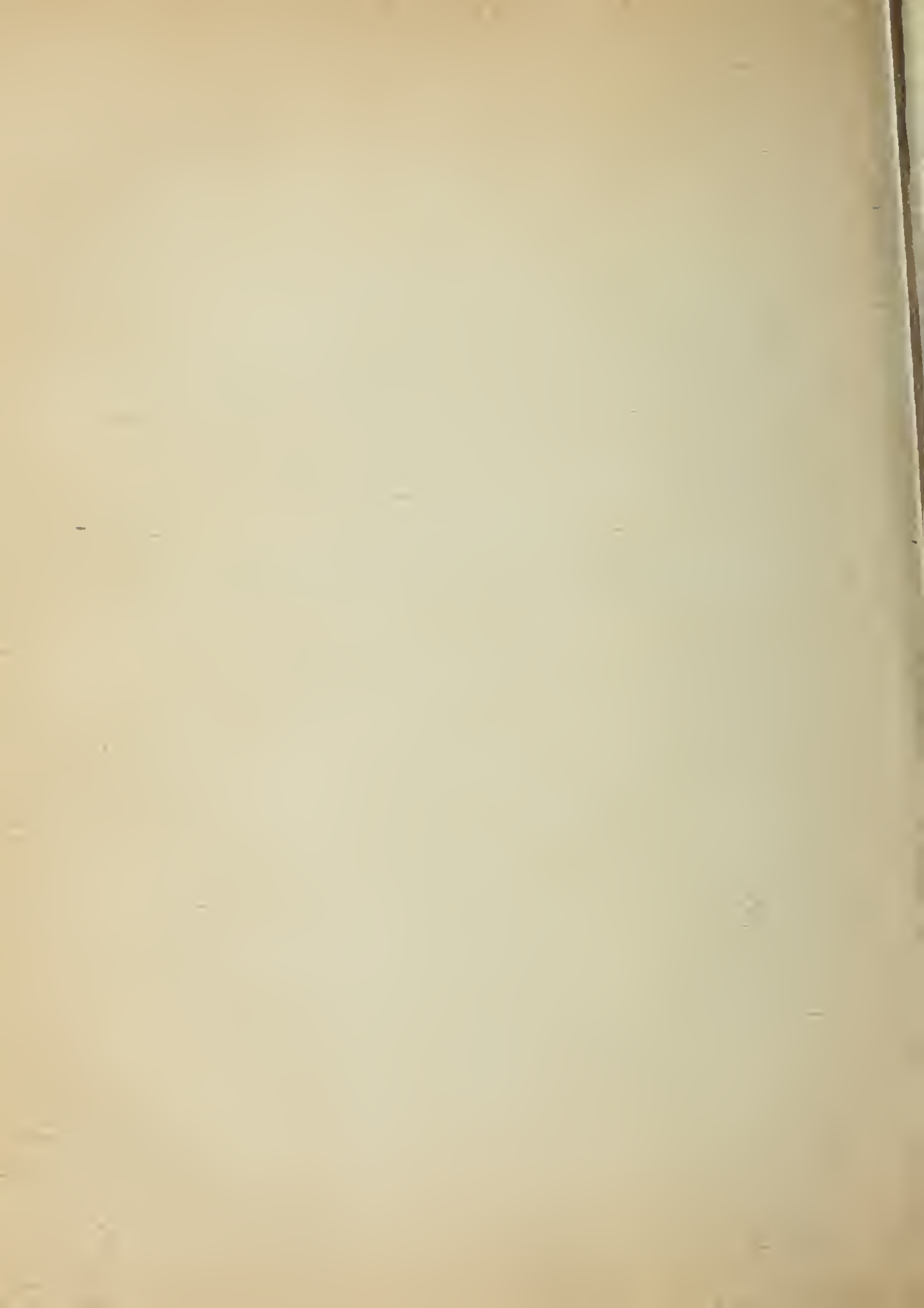
Mögen die Geister der Finsternis und das Gezücht dieser Erde vor deinem Blick verschwinden!

Dann wird es mit den der Sonne geweihten Wohlgerüchen geräuchert und in Seide eingehüllt.

Die magische Lampe muß aus den vier Metallen bestehen, Gold, Silber, Stahl und Eisen. Der Fuß muß aus Eisen sein, der Spiegel aus Stahl, der Ölbehälter aus Silber und die Triangel aus Gold. Sie soll zwei Arme haben und jeder Arm drei Lichter, die dreifach mit Öl gespeist werden; im ganzen neun Lichter, drei an jedem Arm und drei an der Spitze. Auf dem Fuße ist das Zeichen des Hermes eingraviert; eine Schlange, die sich in den Schwanz beißt, bildet den Abschluß des Fußes. Das Zeichen Salomos ist in erhabener Arbeit auf dem Ölbehälter zu sehen. Zwei Glaskugeln gehören ferner zu der

Lampe; eine mit den Transparenten der sieben Geister; die andere enthält verschieden gefärbte Wässer in vier getrennten Behältern. Das ganze Zaubergerät muß auf einen hölzernen Sockel gestellt werden, und sein Licht soll den Altar voll treffen. Damit haben wir die wichtigsten Instrumente und die zu einer Beschwörung notwendigen Zeremonien dem Leser vorführt, soweit es dem Laien verraten werden kann.

MAGISCHE VERSUCHE UND ERFAHRUNGEN



Die Beschwörung des Geistes des Apollonius von Tyana

Wie uns Eliphas Lévi in seinem „Dogma der Hohen Magie" belehrt, kann der Magier im Astrallicht auch die Gestalten derer hervorbringen, die unsere physische Welt bereits verlassen haben, wenn er die dazu notwendigen Anrufungen und Beschwörungsformeln kennt und sie genau nach dem von ihm angegebenen Ritual anwendet.

Nach dem hebräischen Buch von der „Revolution der Seelen" gibt es drei Arten von Seelen: die Töchter Adams, die Töchter der Engel und die Töchter der Sünde; ebenso gibt es dreierlei Geister: gefangene, herumirrende und freie Geister. Die Seelen werden paarweise ausgeschickt, trotzdem gibt es aber Männerseelen, die als Witwer geboren werden und deren Gattinnen von „Lilith" und „Naemah", den Königinnen der Unterwelt, gefangen gehalten werden. Das sind jene Seelen, die die Unbesonnenheit eines Zölibatgelübdes zu büßen haben. So macht ein Mann, der von Kindheit an auf die Liebe der Frauen verzichtet, die Gattin,

die ihm bestimmt war, zur Sklavin der Dämonen der Unzucht.
Nichts kann in den Himmel kommen, was nicht vom Himmel stammt. Also kehrt nach dem leiblichen Tode der göttliche Geist, der den Menschen beseelte, allein zum Himmel zurück und läßt auf der Erde und in unserer Atmosphäre zwei Leichname zurück, einen elementarischen und einen astralen Körper. Ersterer ist schon ganz unbelebt, letzterer noch belebt durch die universale Bewegung der Weltseele, doch dazu bestimmt, langsam von den astralen Mächten aufgesogen zu werden, die ihn erzeugt haben. Der irdische Leichnam ist natürlich für uns alle sichtbar, der astrale Körper aber ist für alle, die nicht im Astrallicht sehen können, d. h. hellsehend sind, unsichtbar.
Hat nun der Mensch ein gerechtes Leben geführt, so löst sich der Astralleib wie reiner Weihrauch auf und steigt in die oberen Regionen empor, hat der Mensch aber in Schuld und Sünde gelebt, so sucht sein Astralkörper geeignete Objekte für seine Leidenschaften und drängt sich dazu, sich noch hier auf der Erde irgendwie seiner Neigung entsprechend zu betätigen. Er verwirrt die Träume der jungen Mädchen, badet sich im Dunst vergossenen Blutes und streift an den Orten umher, wo die Freuden seines irdischen Lebens stattgefunden haben. Er wacht noch über die Schätze, die er als

Mensch besessen oder vielleicht vergraben hat; immer und immer wieder macht er vergebliche Anstrengungen, sich materielle Organe zu verschaffen, um nochmals zum leiblichen Leben zurückkehren zu können.

Aber die Kräfte der Gestirne saugen ihn allmählich auf, er fühlt sein Denken schwächer werden, seine Begierden lassen nach, er verliert langsam die Wahrnehmung seiner Existenz, sein ganzes Wesen löst sich langsam auf; seine einstigen Laster erscheinen ihm und verfolgen ihn in Gestalt von Ungeheuern, sie greifen ihn an und zerfleischen ihn. So verliert solch ein unglücklicher Mensch nach und nach alle Glieder, mit denen er gesündigt hat, er stirbt zum zweiten Male, und zwar für immer, denn jetzt verliert er sein Gedächtnis und seine Persönlichkeit.

Die Seelen jedoch, die weiter leben müssen, aber noch nicht vollständig entsühnt sind, bleiben im astralen Leichnam mehr oder weniger gefangen, und um sich von diesem zu befreien, gehen diese leidenden Seelen zuweilen in Lebende über und bleiben in ihnen in einem Zustand, den die Kabbalisten „Embryonat" nennen.

Diese Luftleichname nun sind es, die man durch Beschwörungen zitiert, Larven, tote oder sterbende Substanzen sind es, mit denen man sich in Verbindung setzt; sie können sich für gewöhnlich nur in unseren Gedanken oder Träumen bemerkbar ma-

chen, und um diese seltsamen Gestalten sehen zu können, müssen wir Menschen uns in einen somnambulen Zustand versetzen, in dem wir dann tatsächlich Visionen hervorrufen können, die im Astrallicht uns erscheinen. Man muß, wie die alten Magier es nannten, „völlig wach träumen" können, um im Astrallicht schauen zu können und hierzu bedarf es großer Willenskraft und vieler Vorbereitungen.

Wie nun eine solche Beschwörung vor sich geht, wollen wir an der vom Meister Lévi beschriebenen Zitation des Geistes des berühmten Magus Apollonius von Tyana zeigen, die wir in magischen Schriften zwar sehr oft erwähnt finden, deren genauer Verlauf aber unseres Wissens noch nirgends geschildert wurde.

Im ersten Bande seines „Dogma der Hohen Magie" gibt uns der Verfasser selbst folgende Beschreibung seines thaumaturgischen Experiments, dessen begleitende Umstände uns zeigen, daß zu seiner Zeit in den höchsten Kreisen des englischen Adels ein reges Interesse für derartige Versuche geherrscht haben muß.

„Im Frühjahr 1854 war ich nach London gereist, teils um einen inneren Kummer zu vergessen, teils um mich ungestört den magischen Wissenschaften hingeben zu können. Ich besaß Empfehlungsbriefe an hohe Persönlichkeiten und auch an solche, die

auf Offenbarungen aus der übernatürlichen Welt gespannt waren. Ich lernte einige der letzteren kennen und fand bei ihnen, die mir alle mit großer Liebenswürdigkeit entgegenkamen, ein gut Teil Gleichgültigkeit und Oberflächlichkeit. Das erste war immer, daß man von mir Wundertaten verlangte wie von einem Scharlatan. Ich war einigermaßen enttäuscht, denn, um die Wahrheit zu sagen: ich war durchaus nicht dazu aufgelegt, die anderen in die Mysterien der zeremoniellen Magie einzuweihen und für meine Person fürchtete ich immer deren Illusionen und Zudringlichkeit; außerdem erfordern solche Zeremonien ein kostspieliges und schwer zusammenzubringendes Instrumentarium. Ich zog mich also in das Studium der hohen Kabbala zurück und dachte bald nicht mehr an die englischen Adepten, als ich eines Tages bei der Rückkehr in mein Hotel einen Brief vorfand, der während meiner Abwesenheit dort für mich abgegeben worden war. Dieser Brief enthielt die Hälfte einer quer durchschnittenen Karte, auf der ich sogleich das jedem Magier bekannte Siegel Salomonis erkannte, und einen kleinen Zettel, auf dem mit Bleistift geschrieben stand: „Morgen um drei Uhr wird man Ihnen vor der Westminster-Abtei die andere Hälfte dieser Karte vorzeigen.“ Ich ging auf dieses merkwürdige Rendezvous ein. Eine Droschke erwartete mich auf dem Platz. Ich hielt meine halbe Karte

offen in der Hand; ein Diener kam auf mich zu und bedeutete mir, näherzutreten, indem er gleichzeitig den Vorhang des Wagens hochhob. Im Innern des Wagens saß eine ganz in Schwarz gekleidete Dame, deren Hut und Gesicht von einem dichten Schleier verhüllt waren. Sie zeigte mir die andere Hälfte der Karte und lud mich durch eine Handbewegung ein, neben ihr Platz zu nehmen. Der Vorhang schloß sich und der Wagen setzte sich in Bewegung. Nun lüftete die Dame ihren Schleier und ich sah, daß ich es mit einer alten Frau zu tun hatte, die unter grauen Augenbrauen schwarze, äußerst lebhafte Augen besaß, mit denen sie mich seltsam anblickte. „Mein Herr," sagte sie mit ausgesprochen englischem Akzent, „ich weiß, daß das Gesetz der Verschwiegenheit bei den Adepten ein sehr strenges ist; eine Freundin von Sir B. L., die Sie gesehen hat, weiß, daß man magische Experimente von Ihnen verlangt hat, und daß Sie es abgelehnt haben, diese Neugierigen zu befriedigen. Vielleicht fehlten Ihnen auch die dazu nötigen Utensilien. Ich will Ihnen ein vollständig eingerichtetes magisches Kabinett zeigen, aber vor allem muß ich unverbrüchliches Schweigen von Ihnen fordern. Wollen Sie mir dies nicht auf Ehrenwort versprechen, so werde ich Sie wieder heimfahren lassen."
Ich versprach, was von mir verlangt wurde, und ich bleibe meinem Versprechen auch hier treu, denn

ich nenne weder den Namen noch die Wohnung dieser Dame, die ich bald als eine Eingeweihte, nicht gerade erster Ordnung, aber doch eines sehr hohen Grades kennen lernte.
Wir hatten in der Folge mehrere lange Unterredungen, in deren Verlauf sie immer darauf hinwies, daß zur Vervollständigung der Einweihung unbedingt praktische Erfahrungen erforderlich seien. Sie zeigte mir auch eine Sammlung von kunstgerechten magischen Gewändern und Instrumenten und lieh mir sogar einige wichtige Bücher, die ich nicht besaß; schließlich brachte sie mich dazu, daß ich mich bereit erklärte, bei ihr eine vollständige Beschwörung zu versuchen. Zu dieser bereitete ich mich 21 Tage lang vor und beobachtete in dieser Zeit peinlich genau alle Praktiken, die im Ritual hierfür vorgeschrieben sind.
Am 24. Juli waren alle Vorbereitungen beendet; es handelte sich darum, den Geist des Apollonius zu zitieren und um zwei Geheimnisse zu befragen, eins, das mich selbst betraf und das andere, das die Dame anging. Sie hatte zunächst damit gerechnet, dieser Zitation mit einer Vertrauten selbst beizuwohnen, im letzten Augenblick bekam aber diese Person Furcht, und da entweder die Einheit oder die Dreiheit ein strenges Erfordernis nach magischem Ritus ist, so wurde ich allein gelassen.
Das für das Experiment vorbereitete kleine Zimmer

war in einen rundlichen Raum umgewandelt worden; man hatte an den Wänden vier konkave Spiegel aufgehängt und eine Art Altar errichtet, dessen Oberseite aus weißem Marmor bestand und von einer magnetischen Eisenkette umgeben war. In den Marmor war das Zeichen des Pentagramms eingemeißelt und dann vergoldet worden. Dasselbe Zeichen war in verschiedenen Farben auf das Fell eines weißen neugeborenen Lammes aufgezeichnet, das unterhalb des Altars ausgespannt war. In der Mitte der Marmortafel stand ein kleines kupfernes Kohlenbecken, das mit Holzkohle von Erle und Lorbeer gefüllt war; ein zweites Kohlenbecken stand vor mir auf einem Dreifuß. Ich war bekleidet mit einem weißen Gewand, ähnlich wie unsere katholischen Priester es tragen, nur war das meinige reicher bestickt und länger. Auf dem Kopf trug ich eine goldene Kette, in die ein Kranz Verbena eingeflochten war; in der einen Hand hielt ich ein neues Schwert, in der anderen das Ritual.
Ich entzündete die beiden Feuer mit den vorgeschriebenen und präparierten Substanzen und begann die Anrufung dem Ritual gemäß, zunächst leise, dann die Stimme allmählich anschwellen lassend. Der Rauch aus den Schalen verbreitete sich im Zimmer, die Flamme beleuchtete alle Gegenstände mit ihrem flackernden Licht, dann erlosch sie. Langsam stieg der weiße Rauch vom Marmoraltar auf,

ich glaubte eine Erschütterung der Erde zu verspüren, die Ohren klangen mir und das Herz schlug heftig an die Rippen. Ich legte nun einige Holzstückchen und Wohlgerüche in die Räucherpfanne und als die Flamme sich nun erhob, sah ich vor dem Altar deutlich die überlebensgroße Gestalt eines Menschen, die sich auflöste und verschwand. Ich begann die Beschwörungen von neuem und trat dazu in einen Kreis, den ich vorher zwischen Altar und Dreifuß gezogen hatte. Da sah ich, wie der Grund des Spiegels mir gegenüber hinter dem Altar sich mehr und mehr aufklärte und eine weißliche Gestalt sich darin abzeichnete, die anwuchs und allmählich näher zu kommen schien. Ich schloß meine Augen und rief dreimal „Apollonius!“ Als ich sie wieder aufschlug, stand ein Mann vor mir, ganz in eine Art Leichentuch gehüllt, das mir mehr grau als weiß zu sein schien. Seine Gestalt war mager, sein Gesicht traurig und ohne Bart und entsprach durchaus nicht dem Bild, das ich mir von Apollonius gemacht hatte. Plötzlich verspürte ich eine außerordentliche Kälte und als ich meinen Mund öffnete, um das Phantom zu befragen, konnte ich keinen Laut hervorbringen. Da legte ich meine Hand auf das Zeichen des Pentagramms und richtete die Spitze des Schwertes auf ihn, indem ich ihm durch dieses Zeichen befahl, mich nicht zu erschrecken und mir zu gehorchen. Sofort wurde die Gestalt

undeutlicher und verschwand plötzlich. Nun befahl ich dem Phantom wiederzukommen. Sofort fühlte ich einen eisigen Hauch dicht an mir vorüberstreichen, ein kaltes Etwas berührte meine Hand, die das Schwert hielt, und im Augenblick war mein Arm bis zur Schulter hinauf gelähmt. Ich glaubte zu verstehen, daß das Schwert den Geist beleidigte und stieß es deshalb mit der Spitze in den Kreis vor mir. Sogleich erschien die menschliche Gestalt wieder, ich fühlte jedoch eine solche Schwäche in den Gliedern und das Herannahen einer Ohnmacht, daß ich zwei Schritte zurückwich, um mich zu setzen. Sobald ich saß, verfiel ich in einen tiefen, von Träumen durchwobenen Schlaf, von denen mir, als ich wieder zu mir kam, nur eine verblaßte und unklare Erinnerung blieb.
Mehrere Tage lang schmerzte mich mein Arm und blieb gelähmt. Die Erscheinung hatte gar nichts zu mir gesprochen und doch schien es mir, als hätten sich die Fragen, die ich hatte stellen wollen, in meinem Geist von selbst beantwortet. Auf die Frage der Dame antwortete in mir eine innere Stimme: „Tot!“ (Es handelte sich um einen Freund, von dem sie Nachricht haben wollte.) Was mich betraf, so hatte ich wissen wollen, ob Versöhnung und Verzeihung zwischen zwei Personen, an die ich dachte, möglich wäre, aber dasselbe unerbittliche innere Echo antwortete: „Beide tot.“

Ich erzähle hier die Tatsachen, wie sie sich zugetragen haben, und zwinge keinen Menschen, an sie zu glauben. Der Eindruck dieses Experiments auf mich war ein ganz unerklärlicher. Ich war nicht mehr derselbe Mensch; etwas aus einer andern Welt war in mich eingegangen. Ich war nicht mehr heiter oder traurig, aber die Idee zu sterben hatte eine eigenartige Anziehungskraft für mich bekommen; gleichwohl hatte ich keine Selbstmordgedanken. Ich durchdachte scharf, was ich erlebt hatte, und obwohl meine Nerven eine deutliche Antipathie dagegen zeigten, versuchte ich an zwei verschiedenen Tagen das gleiche Experiment nochmals.

Die Erzählung des Verlaufes dieser beiden Beschwörungen verlohnt sich nicht, es geschah dasselbe wie beim erstenmal, aber das Ergebnis dieser beiden Evokationen brachte für mich doch die Offenbarung zweier kabbalistischer Geheimnisse, die, wenn sie aller Welt bekannt wären, in kurzer Zeit die Grundlagen und Gesetze unserer Gesellschaftsordnung umändern würden.

Soll ich nun aus alledem schließen, daß ich den großen Apollonius von Tyana wirklich zitiert, gesehen und berührt habe? Ich bin weder Phantast genug, um es zu glauben, noch unaufrichtig genug, es zu behaupten. Die Wirkung der Vorbereitungen, die Wohlgerüche, die Spiegel, die Pentakel, dies alles erzeugt eine wahre Berauschung der Phantasie

und muß auf eine ohnehin leicht empfängliche und nervöse Natur einen ganz besonders starken Einfluß ausüben. Ich versuche nicht zu erklären, nach welchen psychologischen Gesetzen ich gesehen und berührt habe, ich behaupte nur, d a ß ich gesehen und berührt habe, daß ich klar und deutlich, ohne zu träumen, gesehen habe; und das genügt, um an die absolute Wirksamkeit der magischen Zeremonien zu glauben.

Aber ich halte die Ausübung dieser Praktiken für gefährlich und schädlich, die seelische wie die körperliche Gesundheit wären bald untergraben, wenn man sie gewohnheitsgemäß ausüben würde. Die alte Dame, von der ich spreche, ist ein Beispiel dafür, denn trotz ihrer gegenteiligen Beteuerungen zweifle ich nicht daran, daß sie diese Experimente dauernd betrieb. Manchmal sprach sie wie im Irrsinn, dann wurde sie wieder von maßlosen Zornausbrüchen gepackt, deren Grund sie nicht angeben konnte. Ich habe London verlassen, ohne sie wiedergesehen zu haben, und ich werde mein gegebenes Wort halten und keine Andeutung machen, die auf ihre Spur führen könnte, denn ohne Zweifel waren ihre magischen Betätigungen ihrer Familie unbekannt, die, wie ich glaube, ziemlich zahlreich ist und deren Mitglieder sich in sehr ehrenvollen Stellungen befinden.

Es gibt Beschwörungen aus Wissensdurst und solche aus Haß und aus Liebe, aber nichts beweist uns, — um dies noch einmal auszusprechen — daß die Geister der Verstorbenen tatsächlich die oberen Sphären verlassen, um sich mit uns zu unterhalten; — das Gegenteil ist sogar viel wahrscheinlicher. Wir rufen die Erinnerungen wach, die sie im Astrallicht hinterlassen haben, welches das gemeinsame Sammelbecken der universalen magnetischen Kraftäußerungen ist. In eben diesem Licht sah einst Kaiser Julian die Götter erscheinen, aber sie sahen alt und abgelebt aus, ein neuer Beweis vom Einfluß der landläufigen und beglaubigten Meinungen über die Reflexe dieser selben magischen Kraft, die das Tanzen der Tische hervorbringt und mit Klopfen gegen die Wände antwortet.
Nach meiner Beschwörung in London habe ich nochmals die Lebensbeschreibung des Apollonius genau gelesen, in der die Geschichtschreiber ihn als Ideal von Schönheit und antiker Eleganz hinstellen. Dabei fand ich die Bemerkung, daß ihm gegen Ende seines Lebens Haar und Bart abgeschoren wurden, und daß er im Gefängnis gefoltert wurde. Dieser Umstand, den ich aus der früheren Lektüre seiner Biographie, ohne im Augenblick der Zitation mir dessen bewußt gewesen zu sein, zweifellos in der Erinnerung behalten hatte, wird wohl die wenig anziehende Form der Vision bestimmt

haben, die ich lediglich als den freiwilligen Traum eines wachen Menschen betrachte. Ich habe noch zwei andere Personen gesehen, deren Namen nichts zur Sache tun, aber auch diese waren in Kleidung und Aussehen anders, als sie in meiner Vorstellung existierten. Allen, die solche Experimente machen wollen, möchte ich aber größte Zurückhaltung und Vorsicht empfehlen, denn es folgen darauf oft so starke Erschütterungen des gesamten Organismus, daß leicht Krankheiten entstehen können.
Bei dieser Gelegenheit möchte ich noch auf die höchst seltsame Meinung gewisser Kabbalisten hinweisen, die einen scheinbaren und einen wirklichen Tod unterscheiden und glauben, daß selten beide zusammen eintreten. Nach ihrer Meinung sind die meisten Menschen, die man beerdigt, lebendig und viele andere, die man für lebendig hält, tot.
Der unheilbare Wahnsinn gilt ihnen als unvollständiger, aber wirklicher Tod, der den physischen Körper der rein instinktiven Leitung des Astralleibes überläßt. Wenn die menschliche Seele einen tiefen Schmerz erleidet, den sie nicht zu überwinden vermag, könne sie sich vom Körper trennen und an ihrer Stelle die animalische Seele, den Astralleib, zurücklassen, wodurch der zurückbleibende physische Körper etwas in gewissem Sinne weniger Lebendiges würde, als selbst das Tier darstelle. Sie sagen: man erkennt die Toten dieser Art an der

völligen Unempfänglichkeit ihrer Sinne für Liebe und Moral; sie sind weder gut noch böse, sie sind eben einfach tot. Diese Wesen, die Giftpilzen des Menschengeschlechtes vergleichbar sind, saugen die Lebenskraft anderer noch Lebender ein, soviel sie können, daher macht ihre Annäherung unsere Seele erstarren und unser Herz kalt.
Diese „halben Leichen" würden also, falls sie wirklich existierten, alles das zu verwirklichen trachten, was man im Volksglauben den Vampiren zuschreibt. — Wer von uns hat noch nicht Menschen kennen gelernt, in deren Nähe uns unheimlich wird, bei deren Anwesenheit man weniger klar denkt, weniger gut ist, und manchmal sogar unehrenhaften Gedanken zugänglicher ist als sonst?
Ist es nicht ihre Nähe, die allen unseren Glauben und allen unseren Enthusiasmus zu ertöten scheint? Sind sie es nicht, die den einen durch seine Schwächen an sich fesseln, den andern durch seine übeln Neigungen beherrschen und uns so — in moralischem Sinne — langsam sterben lassen?
Tote sind es, die wir als Lebende betrachten, Vampire sind es, die wir als Freunde ansehen.

Der Magier und der Zauberer

Ein Handwerksmeister, seines Zeichens ein Mechaniker, besuchte eines Tages Eliphas Lévi. Er war ein Mann von etwa 50 Jahren, eine angenehme Erscheinung, geradeaus und vernünftig in seiner Art zu sprechen. Nach dem Grund seines Kommens gefragt, antwortete er: „Sie müßten doch schon wissen, weshalb ich zu Ihnen komme; ich komme, Sie zu bitten und zu ersuchen, mir wieder zu verschaffen, was ich verloren habe."

Nun hatte aber Eliphas Lévi noch nie etwas von diesem Manne gehört und hatte auch keine Ahnung, was für einen Gegenstand sein Besucher wieder erlangen wollte. Daher antwortete er ihm: „Sie vermuten in mir einen größeren Zauberer, als ich bin; ich weiß weder, wer Sie sind, noch was Sie suchen; daher müssen Sie, falls Sie meinen, ich könne Ihnen helfen, mir Ihr Anliegen erläutern und erklären."

„Gut, da Sie mich nicht verstehen wollen, werden Sie doch wohl dies hier wiedererkennen", sagte der Unbekannte und zog ein kleines, schwarzes, ganz abgegriffenes Buch aus seiner Tasche. Es war das „Zauberbuch des Honorius", das auf einer apokry-

phen Verordnung Honorius' II. über Beschwörungen und Kontrolle der Geister beruht und abergläubische Rezepte enthält. Dieses Buch war von jeher das Handbuch gottloser Priester, die in den dunkelsten Zeiten des Mittelalters schwarze Magie betrieben. Blutriten, vermischt mit Profanationen der Messe und der heiligen Sakramente; Formeln für Bezauberungen und Hexerei, endlich Praktiken, wie sie nur die krasseste Idiotie erlauben und die gemeinste Schurkerei empfehlen konnte, alles dies war darin zu finden. (An einer anderen Stelle nennt Lévi dieses Zauberbuch ein wahrhaftes Denkmal der menschlichen Perversität.) Im übrigen ist es ein in seiner Art vollendetes Werk, und da es infolgedessen sehr selten zu haben ist, hat es einen sehr hohen Liebhaberpreis.

„Lieber Herr," sagte der Handwerker seufzend, „seit meinem zehnten Lebensjahre habe ich nicht e i n Mal versäumt, meine religiösen Pflichten zu erfüllen. Dieses Buch trage ich stets bei mir und richte mich genau nach allen darin enthaltenen Vorschriften. Warum haben also nun jene Erscheinungen, die immer zu mir kamen, mich plötzlich verlassen? Eli, Eli, Lama." — —

„Halt!" schrie Eliphas, „karikieren Sie nicht jene schrecklichsten aller Worte, die je der Todeskampf einen Menschen hat in die Welt hinausschreien lassen. Was sind das für Wesen, die durch die

Kraft dieses schrecklichen Buches zu Ihnen kamen und Sie heimsuchten? Kennen Sie diese Wesen? Haben Sie ihnen irgend etwas versprochen? Haben Sie einen Pakt mit ihnen unterzeichnet?"

„Nein", unterbrach ihn der Besitzer des Zauberbuches, „ich kenne sie nicht und habe mich in keinen Vertrag mit ihnen eingelassen; ich weiß nur, daß ihre Führer gut sind — daß die Vermittler manchmal gut und manchmal böse sind, daß aber ihre Unteren böse sind, d. h. auch nicht so durchaus und nicht ohne die Möglichkeit, besser werden zu können. E r aber, den ich zitiert habe, und der mir so oft erschienen ist, e r gehört der erhabensten Hierarchie an, denn er ist eine herrliche Erscheinung, stets gut gekleidet, und hat mir immer vorteilhafte Ratschläge gegeben. Aber nun habe ich das Titelblatt meines Zauberbuches verloren, die wichtigste, erste Seite, auf der die eigenhändige Unterschrift des „Meisters der Geister" steht, und seitdem ist er mir nicht mehr erschienen, sooft ich ihn auch rief. Ich bin ein verlorener Mann, ich bin beraubt wie Hiob, ich habe keine Kraft und keinen Mut mehr. O Meister, ich beschwöre Sie, — Sie, der Sie nur ein Wort zu sagen oder ein Zeichen zu machen brauchen und die Geister gehorchen, — haben Sie Mitleid mit mir und verschaffen Sie mir wieder, was ich verloren habe!"

„Geben Sie mir doch mal Ihr Buch her," sagte

Eliphas, „welchen Namen geben Sie denn dem Geist, der Ihnen erscheint?“ — „Ich nenne ihn Adonai.“ — „Und in welcher Sprache war sein Zeichen geschrieben?“
„Ich weiß es nicht, aber ich denke, es war hebräisch.“ „Halt!“ rief Eliphas Lévi, indem er auf zwei hebräische Worte hinwies, die am Anfang und am Ende des Buches standen, „hier sind zwei Zeichen, die die Geister der Unterwelt niemals nachmachen werden. Gehen Sie in Frieden, schlafen Sie wohl und zitieren Sie keine Gespenster mehr!“
Der Mann ging fort; nach acht Tagen kam er nochmals zu Eliphas Lévi zurück.
„Sie haben mir die Hoffnung und das Leben wiedergegeben,“ sagte er in dankbarem Tone, „meine Kraft ist zum Teil zurückgekehrt. Mit Hilfe der Zeichen, die Sie mir angegeben haben, kann ich den Schmerz derer lindern, die Not leiden, und die Besessenen befreien; nur „i h n“, ihn kann ich nicht sehen, und ehe ich i h n nicht wieder sehe, werde ich zu Tode betrübt bleiben. Früher war er mir nahe, zuweilen berührte er mich in der Nacht, weckte mich auf und erzählte mir alles, was ich zu wissen wünschte! Herr, ich bitte Sie inständigst, machen Sie es möglich, daß ich i h n wiedersehe!“
„Wen?“
„Adonai!“
„Wissen Sie, wer Adonai ist?“

„Nein, aber ich möchte ihn gern noch einmal sehen."
„Adonai ist unsichtbar."
„Ich habe ihn gesehen."
„Er ist gestaltlos."
„Ich habe ihn berührt."
„Er ist unendlich."
„Er ist ungefähr von derselben Größe wie ich."
„Die Propheten sagen, daß der Saum seines Kleides am Morgen die Sterne hinwegfegt."
„Er hat einen sehr sauberen Überrock und das weißeste Leinen an."
„Die Heilige Schrift jedoch sagt, daß niemand ihn erblicken kann, ohne zu sterben."
„Er hat ein wohlwollendes und gütiges Angesicht."
„Aber wie machen Sie es, um diese Visionen zu bekommen?"
„Ich erfülle alles, was in dem großen Zauberbuch verlangt wird."
„Was? Auch das Blutopfer?"
„Gewiß".
„Elender! Aber was ist das für ein Opfer?"
Bei dieser Frage stutzte der Mann ein wenig, er wurde blaß und sein Blick wurde unsicher. „O Herr, Sie wissen besser als ich, was es ist," sagte er mit unterwürfiger und leiser Stimme. „O, es kostete mich immer einen harten Kampf — vor allem in der ersten Zeit — mit einem Schnitt des magischen Messers die Gurgel des unschuldigen Geschöpfes

durchzuschneiden. In einer Nacht hatte ich gerade den schrecklichen Ritus vollendet und saß auf der inneren Schwelle meiner Tür, während die Verbrennung des Opfers in einem großen Feuer von Erlen- und Zypressenholz vor sich ging, als ich es plötzlich wieder sah, dicht bei meiner Hand; ich fühlte es beinahe vorbeigehen. Ein gräßlicher Schrei gellte mir in die Ohren und in diesem Augenblick ist mir wieder, als ob ich ihn abermals hörte."

Eliphas erhob sich und schaute dem Sprecher scharf ins Gesicht. War das vielleicht ein gefährlicher Irrsinniger, der fähig wäre, die Abscheulichkeiten eines Retz*) zu wiederholen? Nein, die ganze Persönlichkeit war durchaus solid und anständig; nein, es konnte nicht so sein.

„Aber nun müssen Sie mir auch offen sagen," redete er den Besucher an, „was das Opfer ist. Sie vermuten wahrscheinlich, daß ich es bereits weiß, und vielleicht weiß ich es auch, aber ich habe meine Gründe, Sie aufzufordern, es mir zu sagen."

„Gemäß dem magischen Ritual ist es ein Zicklein, ein Jahr alt, rein und unbefleckt."

„Ein wirkliches Zicklein?"

„Gewiß, Sie können versichert sein, daß es weder

*) Seigneur de Retz mordete bei seinen Beschwörungen, der sogenannten schwarzen Messe, unschuldige Kinder als Meßopfer.

ein Spielzeug noch ein mit Stroh ausgestopftes Tier gewesen ist."

Eliphas atmete auf. Nun gut, dachte er, dieser Mann ist kein Zauberer, der wert ist, auf dem Scheiterhaufen verbrannt zu werden; er weiß nicht, daß die abscheulichen Autoren des Buches ein kleines Kind meinen, wenn sie von einem unbefleckten Zicklein sprechen.

„Gut", fuhr er fort, sich wieder zu seinem Besuch wendend, „erzählen Sie mir weiter von Ihren Visionen; was Sie mir bisher berichtet haben, interessiert mich im höchsten Maße".

Der Zauberer, wie wir ihn nennen wollen, berichtete nun eine Reihe sonderbarer Tatsachen, bei denen zwei Familien mit anwesend gewesen waren, und die mit den von dem berühmten amerikanischen Medium Home berichteten vollkommen übereinstimmten.*) Zum Beispiel: Hervorkommen von Händen aus der Wand, Bewegungen der Möbel, phosphoreszierende Erscheinungen u. dgl. „Eines Tages wagte ich es nun", so berichtete der unbesonnene Neuling in der Magie weiter, „Astaroth mit Hilfe des Zauberbuches anzurufen; ich erblickte ein riesiges Ungeheuer mit dem Körper eines Schweines

*) Das amerikanische Medium Home gab zu dieser Zeit in Paris Vorstellungen, über die wir an anderer Stelle noch berichten, soweit sie mit E. L. in Verbindung stehen.

und dem riesenhaften Kopf eines Ochsen." Alles dieses berichtete der Mann in so aufrichtigem Ton und mit so sicherer Überzeugung, es wirklich gesehen zu haben, daß jeder Verdacht an der Wahrheitsliebe des Erzählers ausgeschlossen erschien.
Eliphas Lévi, der Ästhet in der Magie, war entzückt, ihn kennengelernt zu haben. Ein wirklicher mittelalterlicher Zauberer, ein ehrlicher, aufrichtiger Zauberer im 19. Jahrhundert; ein Zauberer, der den Teufel unter dem Namen Adonai, wie einen ehrsamen Bürger gekleidet gesehen hatte, und Astharot in seiner wirklichen teuflischen Gestalt! Welch ein wunderbarer Fund für einen Meister der Magie!
„Mein Freund", sagte er zu seinem neuen Schüler, „ich bin gewillt, Ihnen zu helfen, das wieder zu erlangen, was Sie verloren haben. Nehmen Sie m e i n Buch, richten Sie sich genau nach den Vorschriften meines Rituals und besuchen Sie mich in acht Tagen wieder." Pünktlich am verabredeten Tage kam der neue Schüler wieder zu seinem Meister.
Er erzählte nun, daß er der Erfinder einer Lebensrettungsmaschine sei, die für die Schiffahrt von großem Wert sein würde. Nur etwas fehle noch an seiner Maschine: sie wolle nicht arbeiten, sie habe noch einen nicht zu findenden Fehler in ihrer Bewegung. Wo dieser Defekt läge, das könne allein der Dämon der Verderbtheit wissen und deshalb halte er es für unbedingt nötig, diesen Dämon anzu-

rufen. „Auf keinen Fall!“ dekredierte aber Eliphas; „versuchen Sie statt dessen diese kabbalistische Invokation neun Tage lang“, und er gab ihm ein von ihm beschriebenes Blatt. „Fangen Sie heute abends an und lassen Sie mich morgen wissen, was Sie gesehen haben; Sie werden heute nacht eine Offenbarung haben.“ Mit diesen Worten entließ er ihn. Am nächsten Morgen erschien der Mechaniker zeitig wieder, um seinen Bericht abzustatten.

„Plötzlich gegen ein Uhr morgens wachte ich auf,“ meldete er. „Ich sah ein großes Licht am Fußende meines Bettes und in diesem Licht den Arm eines Gespenstes, der sich immer vor mir hin und her bewegte, als ob er mich magnetisieren wollte. Dann schlief ich wieder ein und wurde kurz darauf wieder aufgeweckt. Ich sah dasselbe Licht nochmals, aber es hatte seine Stellung verändert. Es war von rechts nach links hinüber gerückt, und in der Tiefe des Lichtes konnte ich die Gestalt eines Mannes erkennen, der mich mit verschränkten Armen betrachtete.“

„Wie sah er aus?“ fragte Eliphas.

„Ähnlich wie Sie.“

„Das ist gut! Gehen Sie und tun Sie weiter, was ich Ihnen vorgeschrieben habe.“

Neun Tage vergingen, dann erschien der Adept wieder und strahlte vor Freude und Begeisterung. Sobald er Eliphas sah, rief er aus: „Dank, o Herr;

die Maschine arbeitet; eine mir unbekannte Person hat mich mit den nötigen Mitteln versorgt, die zur Vollendung der Maschine notwendig waren; ich habe Frieden und Schlaf wiedergefunden, tausend Dank Ihrer Kraft!"

„Sagen Sie lieber: Ihrem eigenen Glauben und Ihrer Gelehrigkeit Dank. Und nun leben Sie wohl, ich muß an die Arbeit . . . Nun, was gibt's denn noch? Auf was warten Sie denn noch mit so bittendem Blick? Was fehlt denn noch?"

„O, wenn Sie doch noch . . ."

„Nun, was denn? Haben Sie nicht alles, was Sie von mir wünschten, bekommen? Und von einer Bezahlung kann doch keine Rede sein."

„Ja, das ist wahr," sagte der andere seufzend, „aber ich möchte so gern „i h n" noch einmal sehen."

„Unverbesserlicher!" rief Eliphas aus . . .

Einige Wochen später wurde Meister Lévi gegen zwei Uhr morgens durch einen stechenden Schmerz im Kopf aufgeweckt. Im ersten Augenblick hielt er es für Blutandrang im Gehirn, stand auf und brannte eine Lampe an; dann öffnete er das Fenster, ging in seinem Zimmer auf und ab und legte sich, als sich seine Nerven durch die frische, hereinströmende Morgenluft wieder beruhigt hatten, von neuem nieder. Er verfiel bald in tiefen Schlaf; in diesem Schlafe wurde er von Alpdrücken geplagt; er sah mit schrecklicher Deutlichkeit das ochsenköpfige

Ungeheuer seines Schülers, des Kunstmechanikers. Dieses Ungeheuer griff ihn an und verfolgte ihn. Als er aufwachte, war es heller Tag, und jemand klopfte an der Tür. Eliphas erhob sich, warf sich schnell einen Mantel über und öffnete. Sein Schüler stand vor ihm.

„Herr", sagte er, hastig eintretend und mit unruhigem Blick, „wie geht es Ihnen?" „Ganz ausgezeichnet", antwortete der Meister. „Aber, sind Sie nicht heute nacht gegen zwei Uhr in Gefahr gewesen?" Eliphas erinnerte sich schon fast seines Unwohlseins in der vergangenen Nacht nicht mehr und wiederholte: „In Gefahr? Ich wüßte nicht in welcher."

„Sind Sie nicht von einem schrecklichen Ungeheuer angegriffen worden, das Sie zu erwürgen suchte? Haben Sie gar nichts gemerkt?"

Eliphas sann nach. „Ja", sagte er, „ich hatte in der Tat einen kleinen Anfall und einen schrecklichen Traum, aber wie können Sie davon wissen?"

„Zur selben Stunde schlug mich eine unsichtbare Hand auf die Schulter und weckte mich auf, als ich gerade träumte, ich sähe Sie in den Klauen Astaroths. Ich setzte mich im Bett auf, und eine Stimme rief mir ins Ohr: „Stehe auf und lauf deinem Herrn zu Hilfe; er ist in Gefahr!" Ich stand eiligst auf, aber wo sollte ich mitten in der Nacht hinlaufen? Welche Gefahr bedrohte Sie? Die Stimme

hatte mir darüber keinen Aufschluß gegeben und ich beschloß deshalb bis Sonnenaufgang zu warten, und sobald der Tag graute, eilte ich zu Ihnen — und hier bin ich."

„Ich danke Ihnen, mein Freund," sagte der Meister, indem er ihm seine Hand reichte, „Astaroth ist ein böser Spaßmacher, aber ich hatte nur einen leichten Blutandrang nach dem Kopfe und jetzt ist mir wieder vollkommen wohl. Sie können völlig beruhigt sein und zu Ihrer Arbeit zurückkehren."

Das Medium D. Home und seine Geisterschriften

Eliphas Lévi hatte sich verpflichtet gefühlt, in der Zeitschrift „L'Estafette“ eine Abhandlung über die sogenannten Wunder und damit zusammenhängende Erscheinungen, die in den Sitzungen des amerikanischen Mediums Daniel Home in Paris großes Aufsehen erregten, zu veröffentlichen und hatte diese übersinnlichen Vorkommnisse als das zu erklären versucht, was sie in Wirklichkeit waren. Er hatte sich dadurch bei Herrn Home, den er gar nicht persönlich kannte, unbeliebt gemacht, hätte aber gern eine Gelegenheit gefunden, seine Bekanntschaft zu machen. Dies lag jedoch nicht in Homes Absicht; Home vermied es, mit dem Meister der Magie, wie Eliphas in Paris genannt wurde, zusammenzutreffen.

In seinem Werke „Der Schlüssel zu den großen Mysterien“ nimmt nun Eliphas Lévi Gelegenheit, uns einiges über Home zu berichten, was interessant genug ist, um es hier wiederzugeben.

„Als Herr Home“, so berichtet er, „seinen Abschiedsbesuch bei einer auch mir bekannten Dame

der Gesellschaft, einer Polin, Frau von B., machte, die ihn in Paris gastfreundlich aufgenommen hatte und deren Protektion er viel verdankte, lud ihn diese ein, doch zum Mittagessen dazubleiben; er war gerade im Begriff anzunehmen, als sie erwähnte, man erwarte noch einen Kabbalisten, der in der okkulten Welt durch die Herausgabe des Werkes „Dogma und Ritual der Hohen Magie" bekannt sei.

Home war plötzlich wie umgewandelt und erklärte stotternd und sichtlich verängstigt, er könne nicht dableiben, das Zusammentreffen mit dem Magieprofessor verursache ihm eine unüberwindliche Furcht. Vergebens suchte man mit allen zu Gebote stehenden Mitteln, ihn zu beruhigen und zum Dableiben zu bewegen. „Ich enthalte mich jedes Urteils über diesen Mann", sagte er, „ich behaupte nicht: er ist gut, er ist schlecht; ich weiß nichts von ihm, aber seine Atmosphäre, sozusagen, irritiert mich; in seiner Nähe würde ich mich aller meiner Kräfte — mich überhaupt meines Lebens beraubt fühlen." Und nach dieser Erklärung nahm Herr Home hastig Abschied und ging.

Dieser Schrecken, den für gewisse Leute die Gegenwart wahrhaft Eingeweihter bedeutet, ist nichts Neues in den Annalen des Okkultismus. Die Geschichte eines Vampirs, der beim Herannahen des Apollonius zu zittern begann, wird uns von Philo-

stratus schon berichtet. Wir können nicht sagen, ob Cagliostro vor Swedenborg Wunder ausgeführt hat, aber sicherlich hätte er die Gegenwart von Paracelsus oder Heinrich Khunrath gefürchtet, wenn diese großen Männer seine Zeitgenossen gewesen wären.

Trotzdem sind wir weit davon, Herrn Home etwa für einen Scharlatan zu erklären; dieses berühmte amerikanische Medium war so naiv und so freundlich wie ein Kind. Er war ein unglückliches Wesen, sensibel und wehrlos gegen alle Intrigen des Jenseits, er diente zur Belustigung einer schrecklichen Macht, deren Natur er nicht kannte; und der erste, der von ihr düpiert wurde, war zweifellos er selbst. Das Studium der in seiner Gegenwart erzeugten Phänomene ist von höchster Wichtigkeit.

Gelegentlich einer Sitzung mit Home legte ein polnischer Aristokrat einen Bleistift und ein Blatt Papier zwischen seinen Fuß und den Fußboden und bat um ein Zeichen für die Anwesenheit eines Geistes.

Eine Zeitlang geschah nichts, dann wurde der Bleistift plötzlich von einer Ecke des Zimmers in die andere geschleudert. Der Pole bückte sich, hob das Papier auf und fand darauf drei kabbalistische Zeichen, die keiner der Anwesenden zu erklären vermochte. Als sie Herrn Home vorgelegt wurden, wurde er sehr unruhig und bekundete einen gewissen

Schrecken. Er lehnte es ab, sich über die Natur und den Sinn der Schriftzeichen zu äußern. Sie wurden daher aufbewahrt und zu Eliphas Lévi gebracht, vor dessen Nähe Home solche Angst empfand. Dieser prüfte sie gewissenhaft und fand sie wie folgt: Die Zeichen waren tief in das Papier eingedrückt und der Bleistift hatte dieses fast zerrissen. Sie waren nicht in einer geraden Linie, sondern ohne Anordnung geschrieben.

Das erste war jenes Zeichen, das die ägyptischen Eingeweihten gewöhnlich in die Hand Typhons einzeichnen. Ein T (Tau) mit einer doppelten vertikalen Linie, offen, in Form eines Kompasses, eine crux ansata (Ansatakreuz), mit einem Kreis ringsherum; unter dem Ring war eine doppelte horizontal laufende Linie gezogen und dazwischen eine doppelte schräge Linie in der Form eines V, das mit der Oberseite nach unten stand.

Das zweite Zeichen stellte das Kreuz eines großen Hierophanten dar, mit den drei hierarchischen Transversallinien. Dieses höchst altertümliche Symbol ist noch heute das Attribut unserer souveränen Päpste und begrenzt das äußerste Ende ihres Bischofstabes. Das dargestellte Zeichen aber hatte die Eigentümlichkeit, daß sein oberster Arm, die Spitze des Kreuzes, doppelt war und wiederum das schreckliche typohonianische V bildete; das Zeichen des

Antagonismus und der Trennung, das Symbol von Haß und ewigem Streit.
Das dritte Zeichen war das, was die Freimaurer das philosophische Kreuz nennen, ein Kreuz mit vier gleichen Armen, mit einem Punkt in jedem Winkel, wiederum ein Zeichen für Trennung, Streit und Verneinung.
Eliphas Lévi gab nun der im Salon der Frau von B. versammelten Gesellschaft die wissenschaftliche Erklärung der drei Zeichen in folgender Weise:
„Diese drei Zeichen gehören in die Klasse der geheiligten und ältesten Hieroglyphen, die nur den Eingeweihten erster Ordnung in ihrer wirklichen Bedeutung bekannt sind. Das erste ist das Zeichen Typhons, des Geistes der Unterwelt, und drückt die Gotteslästerung dieses bösen Geistes aus, indem es eine Zweiheit in der schöpferischen Ursache aufstellt; denn die crux ansata des Osiris, des ägyptischen Sonnengottes, ist ein umgekehrter Lingam (männliches Geschlechtszeichen) und verkörpert die väterliche und aktive Macht Gottes (durch die vertikale Linie, die aus dem Kreis heraustritt), die die passive Natur befruchtet (d. i. die horizontale Linie). Die vertikale Linie ist doppelt, um auszudrücken, daß die Natur zwei Väter hat, es ist die Einschiebung von Ehebruch an Stelle göttlicher Mutterschaft, es ist die Anerkennung eines blinden Verhängnisses mit dem ewigen Konflikt der Er-

scheinungen anstatt der sicheren Annahme einer intelligenten ersten Ursache. Daher ist dieses Zeichen das älteste und schrecklichste: das Stigma der Hölle. Es bezeichnet den „Gott — Atheist"; es ist das Satanszeichen und da es eines der hieratischen Charaktere ist, entspricht es den okkulten Schriftzeichen der göttlichen Welt.
Das zweite Zeichen gehört zu den philosophischen Hieroglyphen und stellt dar das ansteigende Maß der Idee und die fortschreitende Ausdehnung der Form. Es ist ein dreifaches umgedrehtes T (Tau), wodurch zum Ausdruck gebracht werden soll, daß der menschliche Gedanke von der Existenz des Absoluten in den drei Welten begrenzt sei (d. h. infolge der Gabelung) durch dieses Zeichen des Zweifels und des Antagonismus (Gegensatzes). Wenn also das erste Zeichen besagt: „es gibt keinen Gott," so bedeutet das zweite „es gibt keine hierarchische Wahrheit".
Das dritte Zeichen, das philosophische Kreuz, ist allen Eingeweihten als das Symbol der Natur und ihrer vier Elementarformen bekannt; die vier Punkte bedeuten die vier unaussprechlichen und nicht mitteilbaren Buchstaben des okulten Tetragramms = die ewige Formel des großen Arkanums G . i . A . i . ; die zwei Punkte auf der rechten Seite stellen die Macht dar, die auf der linken die Liebe; diese vier Buchstaben müssen von rechts nach links gelesen

werden. Die Weglassung der zwei Punkte auf der linken Seite bezeichnet daher die Verneinung des Kreuzes, die Ableugnungen von Liebe, Barmherzigkeit und Gnade, die Bestätigung der absoluten Herrschaft der Kraft und ihres ewigen Gegensatzes: von oben nach unten und von unten nach oben. Es verherrlicht die Tyrannenherrschaft und die Revolution; es ist das in Hieroglyphen ausgedrückte Zeichen der namenlosen Sünde (die zu Recht oder Unrecht den Tempelrittern immer vorgeworfen wurde), es ist das Zeichen der ewigen Unordnung und Verzweiflung." —

Dies waren die ersten Enthüllungen der geheimen Wissenschaft der Magie, die Lévi über solche übernatürliche Kundgebungen einem größeren Kreis eröffnete; wir wollen nun im nächsten Abschnitt einige etwa zur gleichen Zeit stattgehabte angebliche Kundgebungen von Geistern mitteilen, die zu ihrer Zeit großes Aufsehen erregten, um so mehr, als sie durch Priester ausgeführt wurden.

Die blutenden Hostien des Sektierers Eugen Vintras

Einige Jahre vor den im vorigen Kapitel geschilderten Phänomenen ereigneten sich in Tilly-sur-Seulles, in der Nähe von Caen, eine Reihe von unerklärlichen Erscheinungen, die unter dem Einfluß eines Mediums namens Eugen Vintras zustande kamen. Einige lächerliche Vorkommnisse und ein schwindelhafter Prozeß bewirkten, daß dieser Thaumaturg schnell in Vergessenheit geriet und allgemeiner Verachtung anheimfiel. Er wurde in der boshaftesten Weise mit Pamphleten angegriffen, die von früheren Bewunderern seiner Lehre ausgingen, denn er hatte sich vorher auch mit Dogmatismus befaßt. Auffallend ist jedoch, daß seine Gegner, obwohl sie ihn in jeder Weise herabzuziehen versuchten, in ihren Schmähschriften trotzdem die Wahrheit seiner Wunder anerkannten und sich damit begnügten, diese dem Teufel zuzuschreiben.

Was bedeuteten nun diese anerkannten Wunder des Vintras? Über diesen Punkt finden wir bei Lévi die beste Aufklärung, denn ihm wurde reiches

Material über Vintras zugänglich gemacht. Künstler, Ärzte, Geistliche und andere völlig einwandfreie Personen haben ihm ihre Erfahrungen mit Vintras mitgeteilt und alle diese Mitteilungen hat er sorgfältig geprüft und ist zu der Überzeugung gekommen, daß seine eigene Ansicht die richtige und beste war. In seinem „Schlüssel zu den großen Mysterien" finden wir hiezu folgende bemerkenswerte Ausführungen:

Zu der Zeit, als Eliphas Lévi sein aufsehenerregendes Werk „Dogma und Ritual der Hohen Magie" veröffentlichte, erhielt er ein Flugblatt von einem Schriftsteller Madrolle, der zu dieser Zeit in Paris lebte. Dieser Madrolle war ein alter Mann, dessen Familie gute Verbindungen unterhielt und ziemliches Ansehen genoß. Er schrieb früher im exaltiertesten katholischen Sinne, hatte sich der schmeichelhaftesten Anerkennungen seitens der Geistlichkeit zu erfreuen und erhielt sogar Approbationen vom Apostolischen Stuhl. Eines Tages sah er Vintras und wurde durch den Ruf seiner Wunder so von seiner bisherigen streng kirchlichen Art abgezogen, daß er zu einem hartnäckigen Sektierer und einem unversöhnlichen Feind der Hierarchie und der Priesterschaft wurde.

Das Flugblatt, das dieser Schriftsteller an Eliphas schickte, versetzte diesen in begreifliches Erstaunen,

denn der Verfasser desselben verkündete darin schier das Unerhörteste an Paradoxen in der bekannt konfusen Schreibart der Ekstatiker. Nach ihm wäre das Leben ausreichend zur Sühne der größten Verbrechen, da diese das Ergebnis einer toten Sentenz seien. Da die gottlosesten Menschen gleichzeitig die allerunglücklichsten sind, scheinen sie in seinen Augen Gott eine höhere Sühne darzubieten. Madrolle eifert nun gegen jede Kontrolle und jede Verurteilung; „eine Religion, die verdammt, ist eine verdammte Religion“, ruft er aus, und gleich darauf predigt er die vollständigste Zügellosigkeit unter dem Vorwand der christlichen Liebe und vergißt sich dabei so weit, zu sagen: die unvollkommenste und offensichtlich tadelnswerteste Handlung der Liebe sei mehr wert als das vollkommenste Gebet. Zum Schluß leugnet er die Existenz des Teufels mit beredten Worten.

„Man stelle sich“, sagt er, „einen von Gott geduldeten, einen von Gott beauftragten Teufel vor!“

„Man stelle sich ferner einen Gott vor, der den Teufel geschaffen hat und ihm erlaubt, wütend über die Menschen herzufallen, die schon an sich so schwach sind und so schnell bereit, sich selbst zu betrügen! Einen Gott des Teufels schließlich, der einen guten Gehilfen abgibt und sogar übertroffen wird von einem satanischen Gotte.“ Der Rest der Schrift war in ähnlichem Sinne gehalten.

Eliphas Lévi war über diese Ungeheuerlichkeiten im Innersten erschreckt, besorgte sich die Adresse Madrolles und suchte ihn auf. Bei diesem Besuch entspann sich zwischen beiden etwa folgende Unterhaltung:

Eliphas Lévi: „Mein Herr, ich habe Ihre Broschüre erhalten, ich bin gekommen, um Ihnen für Ihr Geschenk zu danken und Ihnen gleichzeitig mein Erstaunen und mein Bedauern auszudrücken."

Madrolle: „Ihr Bedauern, mein Herr? Ich verstehe Sie nicht recht."

— „Ich bedaure aufs tiefste, mein Herr, Sie Irrtümern verfallen zu sehen, deren ich mich früher selbst schuldig gemacht habe, aber ich hatte immerhin die Entschuldigung meiner Jugend und Unerfahrenheit für mich. Ihre Broschüre aber ist ein Fehlschluß, weil sie ohne Maß und Ziel ist. Ihre Ansicht war ohne Zweifel die, gegen Irrtümer im Glauben und gegen Mißbräuche in der Moral zu protestieren, aber Sie bekämpfen ja Glauben und Moral selbst. Schon die Überhebung, von der Ihr kleines Werk überfließt, muß gegen Sie einnehmen und einige Ihrer besten Freunde sind verständlicherweise sehr besorgt um Ihre Zurechnungsfähigkeit . . ."

— „Das bestreite ich nicht! Sie haben gesagt und sagen es noch, ich sei wahnsinnig, aber das wäre nicht das erstemal, daß die Gläubigen unschuldig

unter dem Kreuze leiden müssen. Ich bin außer mir, mein Herr, und Sie würden es in meiner Lage auch sein, weil man angesichts von Wundern unmöglich kalt bleiben kann."

— „Ah, Sie sprechen von Wundern! Das interessiert mich; Hand aufs Herz und ganz unter uns: um was für Wunder handelt es sich denn?"

— „Um welche Wunder denn anders, als um die des großen Propheten Elias, der unter dem Namen Peter Michel zur Erde zurückgekehrt ist!"

— „Ich sehe, Sie sprechen von Eugen Vintras; ich habe auch von seinen Taten gehört; bewirkt er denn tatsächlich Wunder?"

Bei diesen Worten sprang Madrolle mit einem Satz auf seinen Stuhl, erhob Augen und Hände zum Himmel und lächelte mit einer Herablassung, in der ein gewisses Mitleid sich ausprägte, auf seinen Besucher herab.

— „Ob er Wunder tut, mein Herr? Jawohl, die größten, die staunenerregendsten, die unbestreitbarsten, die wahrhaftesten, die seit Christi Tagen auf Erden bewirkt worden sind! Tausende von Hostien erscheinen auf Altären, auf denen vorher keine da waren, Wein fließt in leere Kelche und es ist keine Täuschung, es ist Wein, köstlicher Wein! Himmlische Musik ertönt, Wohlgerüche aus einer anderen Welt breiten sich aus, und schließlich sik-

kert Blut hervor — wirkliches Menschenblut, — das Ärzte untersucht und für echt befunden haben; es sickert aus den Hostien hervor und hinterläßt auf ihnen seltsame Zeichen. Ich erzähle Ihnen hier, was ich gesehen, mit angehört, berührt, in der Hand gehalten habe! Und Sie wollen, ich solle dabei ungerührt bleiben, einer kirchlichen Autorität mich beugen, die es bequemer findet, alles zu bestreiten als auch nur die geringste Kleinigkeit davon zu prüfen!?"

— „Erlauben Sie, mein Herr, es ist doch selbstverständlich in Sachen der Religion, daß eine Autorität wie die Kirche niemals unrecht haben darf. Gut ist in der Religion nur die Hierarchie und schlecht die Anarchie. Wie weit würde tatsächlich der priesterliche Einfluß eingeschränkt werden, wenn Sie den Grundsatz aufstellen würden, daß wir lieber an das Zeugnis unserer Sinne glauben sollen, als an die Entscheidungen der Kirche? Ist nicht die Kirche sichtbarer als alle eure Wunder? Jene, die auf Wunder schauen und die Kirche nicht sehen, sind mehr zu bedauern als die Blinden, denn sie haben nicht einmal die tröstliche Aussicht, geführt zu werden."

— „Mein Herr, das weiß ich alles so gut wie Sie, aber Gott kann sich nicht selbst widersprechen; er wird nicht zulassen, daß die Aufrichtigen betrogen

werden, und selbst die Kirche kann nicht entscheiden, ich sei blind, während ich meine Augen habe . . . Halt, lesen Sie, hier die Stelle, die wir in den Briefen des Johann Hus, gegen Ende des 43. Briefes finden: „Ein Doktor sagte mir, ich solle mich in allen Dingen dem Konzil unterwerfen, dann würde schon alles gut und recht für mich gehen. Er fügte hinzu: Wenn das Konzil sagt, du hast nur e i n Auge, obwohl du zwei hast, so muß dennoch aufrecht erhalten werden, daß das Konzil nicht im Unrecht ist. Ich antwortete: Selbst wenn die ganze Welt so etwas erklären würde, so könnte ich es doch nicht zugeben, ohne mein Gewissen zu beschweren, wenigstens, solange ich noch meine fünf Sinne beisammen hätte. Mit Johann Hus antworte ich Ihnen, daß es Wahrheit und Vernunft gab, lange ehe eine Kirche oder ein Konzil existierten."
— „Ich muß Sie unterbrechen, werter Herr: früher waren Sie Katholik, Sie sind es nicht mehr, Ihr Gewissen ist frei Ich unterwerfe mich einfach der Tatsache, daß die Institution der hierarchischen Unfehlbarkeit in Sachen der Religion weit vernunftgemäßer und unbestreitbarer ist als alle Wunder der Welt. Außerdem, was muß man nicht alles tun, um den Frieden zu bewahren? Glauben Sie, Hus wäre nicht ein größerer Mann gewesen, wenn er eins seiner Augen der allgemeinen Übereinstimmung

der Geistlichkeit geopfert hätte, anstatt Europa mit Blut zu überschwemmen? Nein, mein Herr, lassen Sie die Kirche, wenn es ihr beliebt, ruhig entscheiden, ich sei blind auf einem Auge, nur bitte ich um die einzige Gunst, man möge mir sagen, auf welchem, damit ich es künftig schließen und allein mit dem der Orthodoxie sehen kann, der sich kein Vorwurf machen läßt."

— „Ich gestehe, ich bin nicht orthodox nach Ihrer Façon."

— „Das sehe ich wohl, — aber lassen Sie uns wieder von den Wundern sprechen! Sie haben also das alles gesehen, berührt, betastet, gerochen!? Aber, bitte, ohne jede Übertreibung, wollen Sie mir irgend etwas mit allen Umständen und Einzelheiten erzählen, — etwas, was offensichlich besonders wunderbar gewesen sein soll. Bin ich zudringlich, wenn ich so frage?"

— „Nicht im mindesten, aber wo soll ich anfangen? Es gibt da so vieles — — Halt," fügte Madrolle nach einem Augenblick der Überlegung und mit einem sichtbaren Zittern seiner Stimme hinzu, „der Prophet weilt in London und wir sind hier. Wenn Sie ihn nun — nur in Gedanken — bitten würden, Ihnen direkt das Sakrament zu schicken, und wenn Sie bei Ihrer Rückkehr an einem von Ihnen selbst verschlossenen Ort, in Ihrer eigenen Wohnung, in

einem Kleidungsstück oder einem Buch eine Hostie finden würden, — was würden Sie sagen?"
— „Ich würde erklären, daß diese Tatsache mit den allgemein üblichen kritischen Methoden nicht zu deuten wäre."
— „Gut, mein Herr", rief Madrolle triumphierend, „das gerade ist es, was m i r oft geschehen ist! Ja, wenn ich es wünsche, d. h., wenn ich darauf vorbereitet bin und darauf vertraue, daß ich dessen würdig bin, — finde ich die Hostie dort, wohin ich sie erbitte; ich finde sie tatsächlich und fühlbar, dazu oft mit kleinen Herzen verziert, so wunderbar schön, daß sie ein Werk Raphaels sein könnte."
Eliphas Lévi, der sich unbehaglich zu fühlen begann bei der Diskussion über Dinge, die er als eine Art Profanation der ihm heiligsten Begriffe empfand, verabschiedete sich alsbald und dachte auf dem Nachhausewege über den seltsamen Einfluß nach, durch den Vintras den alteingefleischten Glauben und das Verständnis dieses alten katholischen Scholaren ins Gegenteil verkehrt hatte.
Einige Tage später wurde er in früher Morgenstunde durch einen unbekannten Besucher geweckt. Es war ein weißhaariger Herr, ganz in Schwarz gekleidet, mit der Haltung eines überaus demütigen Priesters, kurz, eine höchst achtunggebietende Erscheinung. Dieser alte Herr überreichte dem Meister einen Einführungsbrief, in dem folgendes stand:

Lieber Meister! Ich stelle Ihnen einen alten Scholaren vor, der mit Ihnen den Zauberjargon radebrechen will. Nehmen Sie ihn so auf, wie ich selbst ihn aufgenommen habe, nämlich, indem Sie sich seiner so schnell wie möglich wieder entledigen.
In unverbrüchlich treuem Glauben an unsere heilige Kabbala

Ihr

Ad. Desbarolles.

„Herr Abbé", begann Eliphas Lévi lächelnd, nachdem er dieses seltsame Einführungsschreiben zu Ende gelesen hatte, „ich stehe ganz zu Ihrer Verfügung, zumal ich dem Freund, der mir diesen Brief geschrieben hat, nichts abschlagen kann. Sie haben also meinen ausgezeichneten Schüler Desbarolles gesehen?"
„Ja, und ich habe ihn als einen äußerst liebenswürdigen und gebildeten Herrn kennen gelernt. Ich halte Sie und ihn für würdig, jener Wahrheiten teilhaftig zu werden, die kürzlich, bekräftigt durch die erstaunlichsten Wunder, als über jeden Zweifel erhabene Offenbarungen des Erzengels Michael bekundet worden sind."
„Sie ehren mich damit ungemein, Herr Abbé. Hat Sie mein Freund Desbarolles durch seine Kenntnisse in Erstaunen gesetzt?"
„Allerdings! Er kennt in ungewöhnlichem Grade die Geheimnisse der Chiromantie; nach kurzer Be-

trachtung meiner Hand erzählte er mir ausführlich den ganzen Verlauf meines Lebens."

„Ja, diese Fähigkeit besitzt er. Ging er auch auf Einzelheiten ein?"

„Genau genug, um mich von seinen außerordentlichen Kenntnissen zu überzeugen."

„Sagte er, daß Sie früher Geistlicher an der Ludwigskirche waren, in der Diözese von Tours? Daß Sie der eifrigste Anhänger des Ekstatikers Eugen Vintras sind und daß Sie Charvoz heißen?"

Das war ein vollendeter Bluff! Bei jeder dieser Fragen fuhr der alte Priester auf seinem Stuhl in die Höhe; als er schließlich seinen Namen hörte, wurde er blaß und sprang auf wie von einer Tarantel gestochen.

„Sie sind tatsächlich ein Magier," rief er aus, „Charvoz ist allerdings mein Name, wenn auch nicht der, unter dem ich jetzt lebe, — ich nenne mich La Paraz."

„Ich weiß wohl, La Paraz ist der Name Ihrer Mutter. Sie haben eine beneidenswert günstige Stellung aufgegeben, nämlich die eines Landpfarrers in dem reizendsten aller Sprengel, um das unruhige Leben eines Sektierers zu führen."

„Ja, Sie sind ein großer Hellseher!"

„Herr Abbé, ich bin fest von Ihrem guten Glauben überzeugt, aber Sie müssen mir gestatten, den Cha-

rakter und die Mission Ihres Propheten Vintras ein wenig zu prüfen."
„Gewiß, mein Herr; Erforschung, hellstes Tageslicht, Erkenntnis durch Wissenschaft, genau das ist es, was wir selbst suchen. Kommen Sie nach London und sehen Sie selbst: die Wunder geschehen ununterbrochen!"
„Gut, Herr Abbé; wollen Sie mir aber zuerst möglichst gewissenhaft genaue Einzelheiten dieser Wunder angeben?"
„So viele Sie wollen." Und der alte Priester begann Dinge zu erzählen, die ein anderer für unmöglich gehalten hätte, die aber unsern Meister der Magie in keiner Weise in Erstaunen versetzten.
Ein Beispiel: Eines Tages predigte Vintras in enthusiastischem Paroxysmus vor seinem phantastischen Altar vor etwa fünfundzwanzig Zuhörern. Auf dem Altar stand ein dem Abbé Charvoz wohlbekannter Kelch, den er von seiner Kirche zu Mont-Louis mitgebracht hatte, sicher wissend, daß das heilige Gefäß kein Geheimfach hätte oder etwa mit einem doppelten Boden versehen sei.
„Um zu beweisen," rief Vintras, „daß Gott selbst es ist, der mich inspirierte, hat er mir offenbart, daß dieser Kelch sich mit weinähnlichen Blutstropfen füllen wird, und daß Ihr alle den Saft des Weines der Zukunft kosten sollt, des Weines, den wir mit

dem Heiland trinken werden in seines Vaters Reich."

„Von Erstaunen und Furcht ergriffen", fuhr Charvoz fort, „stieg ich zum Altar hinauf, ergriff den Kelch, blickte hinein und sah, daß er völlig leer war. Ich kippte ihn vor aller Augen um und stieg dann hinab, um am Fuße des Altars niederzuknien, wobei ich den Kelch mit beiden Händen umfaßte. Plötzlich wurde ein leichtes Geräusch hörbar, so, als fiele ein Tropfen von der Decke herab in den Kelch und ein Tropfen Wein erschien auf dem Boden des Kelches. Aller Augen wandten sich mir zu und dann zur Decke empor, denn unsere Versammlung fand in einem ärmlichen Zimmer statt. Die Decke hatte weder Brüche noch Risse, man sah nichts und dennoch fielen weitere Tropfen, bald in schneller Aufeinanderfolge; der Wein im Kelch stieg fast bis zum Rande. Als der Kelch gefüllt war, hob ich ihn vor aller Augen hoch, dann netzte erst der Prophet seine Lippen damit, und alle, einer nach dem andern, tranken wir von dem wunderbaren Wein. Wir konnten uns nicht entsinnen, je etwas so Köstliches genossen zu haben. — Und dann, was soll ich Ihnen erzählen von den Blutwundern, die uns täglich in Erstaunen versetzen? Tausende von blutigen Hostien fielen auf unsere Altäre nieder! Die heiligen Stigmata zeigten sich an denen, die sich nach den Wundermalen sehnten. In Hostien, die zuerst weiß

waren, zeichneten sich langsam Schriftzeichen und blutige Herzen ein. Hätten wir glauben sollen, Gott liefere diese heiligsten Dinge den Zauberkünsten von Dämonen aus? Mußten wir nicht vielmehr anbeten und bekennen, daß die Stunde der höchsten und letzten Offenbarung gekommen sei?"

Während der Abbé sprach, klang das gleiche nervöse Zittern in seiner Stimme, das Eliphas Lévi schon bei Madrolle bemerkt hatte. Eliphas dachte nach, dann sagte er schnell zu dem Abbé:

„Sie haben eine oder mehrere dieser wunderbaren Hostien bei sich! — Bitte, zeigen Sie sie mir."

„Mein Herr!"

„Ich bin überzeugt, daß Sie welche bei sich haben, warum versuchen Sie zu leugnen?"

„Ich leugne es nicht," sagte Charvoz, „aber Sie werden entschuldigen, daß ich diese Gegenstände reinster und erhabenster Glaubensoffenbarung nicht den Blicken eines Ungläubigen aussetzen möchte."

„Herr Abbé Charvoz," sagte Eliphas feierlich, „Ungläubigkeit heißt: sich nicht zu besserem Wissen bekehren wollen. Wissenschaft ist keineswegs Ungläubigkeit. Zunächst glaube ich an Ihre Überzeugung, denn Sie haben ein Leben des Mangels und sogar des öffentlichen Tadels ihretwegen auf sich genommen. Zeigen Sie mir also ruhig Ihre wunderbaren Hostien und seien Sie sicher, daß ich

diesen verehrungswürdigen Dingen die höchste Achtung entgegenbringe."
„Gut," sagte Charvoz, nach einigem Zögern, „ich will es tun", knöpfte seine weiße Weste oben auf und zog ein kleines, silbernes Reliquienkästchen hervor, vor dem er niederkniete, Tränen in den Augen und die Lippen im Gebet bewegend. Eliphas Lévi kniete neben ihm, und der Abbé öffnete das Kästchen, das drei Hostien enthielt; die eine ganz trocken, die beiden anderen mehr teigig, als seien sie mit Blut durchknetet. Die trockene Hostie zeigte in der Mitte auf jeder Seite ein Herz in Relief — ein Klümpchen Blut in Form eines Herzens, das mit der Hostie selbst auf eine unerklärliche Weise verbunden zu sein schien. Das Blut konnte nicht von außen daran gebracht worden sein, denn die eingezogene Farbe hatte die Teile weiß gelassen, die an der andern Fläche sichtbar waren. Das Phänomen hatte das gleiche charakteristische Aussehen auf beiden Seiten.
Eliphas Lévi wurde von einem unwillkürlichen Zittern befallen; der alte Priester bemerkte es und holte, nachdem er den Inhalt seines Kästchens nochmals liebevoll betrachtet hatte, ein Album aus seiner Tasche hervor und legte es schweigend in die Hände des Meisters. Es enthielt Kopien all der blutigen Zeichen, die an den Hostien zu sehen gewesen waren seit Beginn der Wunder und bei den

Ekstasen des Vintras: allerhand Herzen und Zeichen verschiedenster Art. Drei von ihnen erregten Eliphas Lévis Neugier im höchsten Maße. „Herr Abbé," sagte er zu Charvoz, „kennen Sie diese drei Zeichen?" „Nein", antwortete dieser ganz offen, „aber der Prophet versicherte uns, sie seien von grundlegender Wichtigkeit und ihre Bedeutung würde bald offenbar werden, d. h. am Weltuntergang."

„Gut, mein Herr," erwiderte Eliphas Lévi feierlich, „sogar schon vor dem Weltuntergang will ich sie Ihnen erklären! Diese drei Zeichen sind die Signatur des Teufels!"

„Unmöglich!" schrie der alte Priester auf.

„Tatsächlich!" antwortete Eliphas in entschiedenem Tone.

„Die Zeichen stellen folgendes dar: 1. Den Stern des Mikrokosmos oder das magische Pentagramm, jener Stern, in den der berühmte Agrippa von Nettesheim die menschliche Figur eingezeichnet hat, mit dem Kopf in der obersten Ecke und den vier Gliedern in den vier anderen Spitzen, der umgekehrt das hieroglyphische Zeichen für den Bock in der schwarzen Magie ist, dessen Kopf sich dann in den Stern einzeichnen läßt mit den beiden Hörnern nach oben, den Ohren rechts und links und den Bart unten, — das Zeichen des Gegensatzes und des blinden Schicksals darstellend: den Bock der Ver-

kommenheit, der mit seinen Hörnern den Himmel stürmen will; ein Zeichen, das sogar am Sabbath von Eingeweihten höheren Grades verflucht wurde!

2. Die zwei hermetischen Schlangen; aber ihre Köpfe und Schwänze, anstatt zusammenzukommen, gehen in zwei parallelen Halbkreisen auseinander, ohne die Verbindungslinie, die den Kaduceus darstellt. Über dem Kopf der Schlangen das ominöse V, die typhonische Gabel, das Zeichen der Hölle. Rechts und links stehen die beiden heiligen Zahlen — drei und sieben — mit der Horizontallinie verbunden, was Passivität und folgenschwere Dinge darstellt. Diese Schriftzeichen haben daher folgende Bedeutung: Die Gegensätze sind ewig, Gott ist der Streit zwischen blinden Ursachen, die ununterbrochen wirken, indem sie zerstören; religiöse Dinge sind passiv und duldend, die Rücksichtslosigkeit mißbraucht sie, der Krieg zieht Vorteil aus ihnen und durch beide wird dauernd Zwietracht hervorgerufen.

3. Das dritte Zeichen stellt das Monogramm Jehovas dar, das Jod und He — aber umgedreht. Auf diese Weise stellt es nach den Auslegungen der Gelehrten der okkulten Wissenschaft die schrecklichste aller Gotteslästerungen dar; es besagt — gleichviel wie man es liest —: es gibt nur Mißgeschick, nur das Verhängnis existiert, Gott und der heilige Geist existieren nicht. Die Materie ist die

große Gesamtheit und der Geist ein Traum der wahnsinnig gewordenen Materie; die Form steht höher als die Idee, das Weib ist mehr als der Mann, das Vergnügen mehr als Denken, Laster mehr als Tugend, die Menge ist größer als ihre Führer, Kinder stehen über ihren Eltern und Wahnsinn ist mehr als die Vernunft."

Das also war der Sinn der Zeichen, die auf den Pseudowunderhostien des Vintras standen!

Eliphas Lévi hat auf Ehre und Gewissen erklärt, daß alle diese festgestellten Tatsachen sich so verhielten, wie sie hier beschrieben wurden, und daß er die Zeichen gemäß der wahren magischen Wissenschaft und der wahren kabbalistischen Schlüssel gedeutet hat. —

Der alte Priester gab dann noch eine Beschreibung des Ornats, den Vintras bei seinen Zeremonien trug, und der ihm — wie er behauptete — in einem ekstatischen Schlaf von Christus selbst verliehen worden sei. Vintras ließ den Ornat anfertigen und bekleidete sich damit, wenn er seine Wunder ausführte. Die Farbe des Ornats war rot, trug auf der Vorderseite das Kreuz in Form eines Lingam; außerdem führte Vintras noch einen Bischofsstab, dessen Spitze eine Hand bildete, von der alle Finger, außer Zeigefinger und Daumen abgeschlagen waren.

Alles das ist im höchsten Maße teuflischer Natur

und keineswegs Symbol einer alten wunderbaren Wissenschaft; es ist Form transzendentaler Magie, die sich in ihrer Gesamtheit auf die beiden Säulen Hermes und Salomo stützt und die übersinnliche Welt in zwei intellektuelle Zonen geteilt hat: eine weiße und lichtvolle, die alle bejahenden Ideen umfaßt, und eine schwarze und undurchsichtige, die alles Verneinende umschließt. Erstere wird unter dem Namen Gott zusammengefaßt, letztere unter der Bezeichnung Teufel oder Satan.
Das auf der Stirn getragene Zeichen des Lingam — des männlichen Geschlechtsteiles — ist in Indien das unterscheidende Merkmal der Anhänger des Gottes Shiwa, des großen Zerstörers. Da aber dieses Zeichen zugleich das Signum des „Großen magischen Arkanums" bedeutet, das mit dem Geheimnis der universalen Zeugung verknüpft ist, so verrät es Überhebung, es an der Stirn zu tragen.
Sobald die Sittsamkeit aufgehört haben wird auf der Welt, sagen die Orientalen, wird die Welt der Ausschweifung überlassen sein, unfruchtbar werden und daher eines Tages untergehen aus Mangel an Müttern. Sittsamkeit bedeutet Annahme der Mutterschaft.
Die Hand mit den drei geschlossenen beziehungsweise abgehauenen Fingern drückt die Leugnung jeder Dreieinigkeit und die Bejahung rein materieller Kräfte aus. Eine Hand, die nur den Daumen und

den Zeigefinger hat, ist in der heiligen symbolischen Sprache gleichbedeutend mit der unbedingten Bejahung der Leidenschaft und des Sichgehenlassens. Es ist die skurrile und materialistische Umdeutung der Parole des heiligen Augustinus: „Liebe, und im übrigen tue, was du willst!"

Man vergleiche dieses Zeichen, sagt Eliphas Lévi, mit Madrolles Lehre: „Die unvollkommenste und ersichtlich schuldbeladenste Tat der Liebe ist von größerem Wert als das beste aller Gebote!" Wenn man sich nun die Frage vorlegt: Was ist das für eine Kraft, die unabhängig vom menschlichen Willen und mehr oder weniger auch vom menschlichen Wissen (denn Vintras war ein Mensch ohne wissenschaftliche und gesellschaftliche Bildung) ihre Lehren in Zeichen ausdrückt, die unter den Ruinen der alten Welt verborgen liegen, die die Mysterien von Theben und Eleusis wieder aufleben läßt und die bis in feinste ausgebildeten indischen Träumereien in einem geheimen hermetischen Alphabet niederschreibt? Wenn man sich dies alles fragt, so müssen wir antworten, daß diese Wunder durch magnetische Eingebungskraft der fluidischen Gedankengemälde in dem universalen Lebensfluidum entstehen; — dieser Erklärung werden alle Wohlunterrichteten zustimmen müssen, obwohl wir zugeben wollen, daß auch sie noch ein Mysterium enthält.

Die Ermordung des Erzbischofs von Paris — eine Tat der schwarzen Magie

Sonderbar genug waren die bis jetzt berichteten Vorkommnisse, bei denen magische Kenntnisse eine Rolle zu spielen hatten, aber von einem noch außergewöhnlicheren und leider auch tragischen Ereignis bleibt zu berichten, von dem die Öffentlichkeit damaliger Zeit keine Ahnung hatte, daß es mit der schwarzen Magie in Zusammenhang stand. Es handelt sich um einen blutigen Vorfall, der zu Anfang des Jahres 1857 die gesamte Christenheit in Kummer und Aufregung versetzte, — um die Ermordung des Erzbischofs von Paris durch einen katholischen Priester, die allgemein als die Tat eines wahnsinnigen Asketen angesehen wurde.

Durch die Schriften Eliphas Lévis sind wir genauer über diesen blutigen Vorfall und über den psychischen Zustand des Mörders unterrichtet und wollen nachstehend erzählen, wie er und sein Freund Desbarolles darüber urteilen.

Während des Winters, zu Beginn des Jahres 1856, benachrichtigte ein Buchhändler den Autor des „Dogma und Ritual der Hohen Magie", daß sich

ein Geistlicher bei ihm nach seiner Adresse erkundigt habe und ihn gern einmal sprechen möchte.
Eliphas Lévi war nicht gesonnen, sich so ohne Vorsichtsmaßregeln dem Besuche eines Fremden in seiner Wohnung auszusetzen, und gab deshalb dem Buchhändler die Adresse eines Freundes an, wo er zu einer bestimmten Zeit mit seinem Schüler Desbarolles anzutreffen sein würde. An dem bestimmten Tage begab er sich in die Wohnung von Madame A. und traf dort den Geistlichen, der schon einige Minuten auf ihn gewartet hatte.
Es war ein junger, etwas magerer Mann, mit einer hervorstehenden spitzigen Nase und matten, blauen Augen. Seine knochige und vorspringende Stirn war breit, aber ungewöhnlich niedrig, der Kopf zeigte nach hinten zu eine längliche Form. Er trug das Haar glatt und kurz, an der Seite gescheitelt; es war hellbraun, etwa von der Farbe heller Kastanien, hatte aber einen seltsamen, unangenehmen Ton darin. Sein Mund war sinnlich und streitsüchtig, seine ganze Art, sich zu geben, war jedoch anziehend, auch seine Stimme, nur erschien seine Sprechweise gelegentlich etwas verwirrt.
Nachdem ihn Eliphas Lévi nach dem Grunde seines Besuches gefragt hatte, antwortete er ihm, er suche das „Zauberbuch des Honorius“ und wolle den Professor der Magie um Aufschluß bitten, auf welche Weise er am schnellsten in den Besitz dieses

Buches kommen könne, das er trotz vieler Mühe nicht habe auftreiben können, da es fast nirgends mehr zu haben sei.
„Ich würde 100 Franken dafür geben, wenn ich eine Kopie dieses Zauberbuches bekommen könnte", rief er aus.
„Das Werk an und für sich ist wertlos," antwortete Eliphas Lévi, „es ist eine Pseudoabfassung Honorius' II., die Sie sicherlich bei irgendeinem gelehrten Sammler zu sehen bekommen können."
„Nein, das ist nicht, was ich will; ich möchte mir einen Wunsch erfüllen, ich habe etwas zu verrichten."
„Ich hoffe, daß dieses „Etwas" nicht eine Anrufung der schwarzen Magie ist, denn Sie wissen doch, wie ich, Herr Pfarrer, daß die Kirche alles verdammt und später noch strenger verdammen wird, was irgendwelche Beziehung zu diesen verbotenen Gebräuchen hat."
Ein leises Lächeln, gemischt mit einem Anflug von sarkastischer Ironie war die einzige Antwort des Priesters. Die Unterhaltung hatte ihr Ende erreicht und Desbarolles bat den Abbé, ihm seine Hand zur Untersuchung zu reichen. Willig bot er sie ihm und der berühmte Chiromant begann eine äußerst genaue Prüfung. Er runzelte die Stirn und schien in Verlegenheit zu sein, was er sagen solle. Die Hand war feucht und glatt, die Finger weich und

spatelförmig. Der Venusberg (der Teil der Handfläche neben dem Daumen) war ungewöhnlich stark entwickelt, die Lebenslinie war kurz und gebrochen; in der Mitte der Hand befanden sich Kreuze und auf dem Mondberg Sterne.

„Herr Abbé," begann Desbarolles, „wenn Sie keine solide, religiöse Erziehung genossen hätten, wäre aus Ihnen leicht ein gefährlicher Sektierer geworden, denn in der einen Hand zeigt sich die ausgesprochenste Neigung zum Mystizismus und in der anderen größte Hartnäckigkeit und Verschlossenheit der Welt gegenüber. Sie erforschen viel, aber Sie stellen sich noch viel mehr vor, und da Sie Ihre Vorstellungen niemand mitteilen, so können diese leicht Formen annehmen, die sie zu gefährlichen Feinden für Sie machen. Ihr Wesen ist nachdenklicher Natur und ein wenig müde, aber von einer Müdigkeit, die, wenn sie sich in Aufbrausen verwandelt, vielleicht gefährlich werden kann. Sie werden von einer Leidenschaft getrieben, die Ihr Beruf . . . doch Verzeihung, Herr Abbé, ich glaube, ich habe die Grenzen der Diskretion bereits überschritten."

„Sagen Sie alles, mein Herr, ich will und kann alles hören."

„Nun wohl, wenn Sie, woran ich nicht zweifle, Ihren Tatendrang, zu dem Sie das Sehnen Ihres Herzens treibt, in den Dienst der kirchlichen Barm-

herzigkeit stellen, so müssen Sie reich gesegnet werden."
Der Priester lächelte wiederum sein zweifelndes und ominöses Lächeln, das seinem blassen Gesicht einen so eigenartigen Ausdruck verlieh, erhob sich und verabschiedete sich, ohne seinen Namen zu nennen, nach den ihn auch keiner gefragt hatte. Eliphas und Desbarolles begleiteten ihn aus Achtung vor seiner priesterlichen Würde bis zur Treppe. Hier wendete sich der Geistliche noch einmal um und sagte: „In Kürze werden Sie etwas erfahren. Sie werden von mir reden hören", fügte er hinzu, jedes Wort nachdrücklich betonend. Damit verneigte er sich, winkte mit der Hand und stieg ohne jedes weitere Wort die Treppe hinunter.
Die beiden Freunde kehrten zu Madame A. zurück.
„Das war ja eine höchst sonderbare Person," sagte Eliphas, „was er zuletzt äußerte, hörte sich fast wie eine Drohung an."
„Sie haben ihn eingeschüchtert," meinte Madame A., „bevor Sie kamen, sprach er frei und offen, aber Sie fingen vom Gewissen und von den Befehlen der Kirche an zu sprechen, und da wagte er nicht mehr zu sagen, was er eigentlich wollte."
„Ach so! Was wollte er denn?"
„Den Teufel sehen!"
„Dachte er vielleicht, ich trüge ihn in der Tasche bei mir?"

„Nein, aber er weiß, daß Sie in der Kabbala und Magie Unterricht geben, und er hoffte, Sie würden ihn in seinem Vorhaben unterstützen. Er erzählte meiner Tochter und mir, daß er bei sich auf dem Lande schon eine Anrufung mit Hilfe einer allgemeinen Beschwörung vorgenommen habe. Dabei hätte ein plötzlicher Windstoß das ganze Haus zu durchrütteln begonnen, die Sparren hätten geknarrt, das Gebälk gekracht, Türen gezittert, Fenster wären mit großem Gepolter aufgerissen worden und in jeder Ecke des Hauses hätte man zischende Geräusche gehört. Er habe die zitierte Erscheinung erwartet, aber nichts gesehen, es hätte sich kein Gespenst gezeigt, kurzum, der Teufel habe sich zu erscheinen geweigert, und deshalb suche er das „Zauberbuch des Honorius", in dem er kräftigere Zauberformeln und wirksamere Riten zu finden hoffe."

„Dieser Mensch muß entweder ein Besessener oder ein Irrsinniger sein. Mag sein, er ist vor Liebe wahnsinnig, oder irgendeine Leidenschaft quält ihn, und er erstrebt nichts anderes, als daß der Teufel selbst ihm helfe."

„Aber wie sollen wir denn von ihm reden hören?"

„Wer weiß? Vielleicht plant er die Entführung der Königin von England oder der Sultanin?" — — Damit endete die Unterhaltung und das ganze Jahr verstrich ohne irgendwelche Kunde von dem jungen

Priester. In der Nacht vom 1. zum 2. Jänner 1857 erwachte Eliphas Lévi plötzlich, von heftiger Aufregung erfaßt, die von einem sonderbaren Traum ausging. Es hatte ihm geträumt, er wäre in einem alten, zerfallenen, gotischen Gemach, das der verlassenen Kapelle eines altertümlichen Schlosses glich. Eine mit einem schwarzen Vorhang verhängte Tür schloß diesen Raum ab, hinter dem man den rötlichen Schimmer von Kerzen wahrnehmen konnte; es kam ihm so vor, als ob er sich, von einer unbestimmten Neugierde getrieben, dem schwarzen Vorhang nähere, der auseinander ging und eine ausgestreckte Hand sichtbar werden ließ, die seinen Arm berührte. Er sah niemand, aber er hörte eine Stimme leise wimmernd sagen: „Komm zu deinem Vater, er liegt im Sterben!"
Eliphas Lévi erwachte mit klopfendem Herzen und schweißgebadeter Stirn. Was soll dieser Traum bedeuten, überlegte er; mein Vater ist schon lange tot, warum sagt man mir, er liege im Sterben?
In der kommenden Nacht hatte er denselben Traum mit den gleichen Begleiterscheinungen nochmals; wiederum wachte er auf, und in seinen Ohren klangen noch die Worte: „Komm zu deinem Vater, er liegt im Sterben!"
Diese Wiederholung des Traumes bedrückte Eliphas Lévi. Er hatte eine Einladung zum Mittagessen für diesen Tag in einer ihm sehr sympathischen

Gesellschaft angenommen, aber infolge dieses Vorfalles entschuldigte er sich, da er nicht in der Stimmung war, die für die lustige Gesellschaft eines Künstlerbanketts gepaßt hätte.
Es war wolkiges Wetter und er blieb in seinem Arbeitszimmer. Gegen Mittag empfing er den Besuch eines seiner Schüler, des Vicomte de M. Da es stark zu regnen anfing, bot Eliphas dem Vicomte seinen Regenschirm an, dieser wollte ihn aber nicht annehmen. Ein höflicher Disput entspann sich, der damit endete, daß Eliphas Lévi mit hinunterging, um den Vicomte auf dem Nachhauseweg zu begleiten. Als sie eine Weile unterwegs waren, hörte der Regen auf, der Vicomte fand eine leere Droschke und Eliphas kreuzte, anstatt direkt nach Hause zurückzukehren, mechanisch die Luxemburgstraße, die in dem Tore endigt, das die Rue d'Enfer eröffnet; er befand sich dem Pantheon gegenüber. Eine doppelte Reihe von Barrièren, improvisiert für das neuntägige Gebet der heiligen Genovefa, zeigte den Pilgern den Weg zur Sainte-Etienne-du-Mont. Eliphas, in betrübter Stimmung und zum Beten geneigt, folgte diesem Weg und trat in die Kirche ein. Es mochte ungefähr vier Uhr nachmittags sein. Die Kirche war mit Andächtigen gefüllt und der tägliche Gottesdienst wurde mit großem Ernst und außergewöhnlicher Feierlichkeit abgehalten. Die Fahnen auf den Stadt- und Vorstadtkirchen bezeug-

ten die Anteilnahme an der öffentlichen Feier zu Ehren der Jungfrau, die einst Paris vor Hungersnot und Plünderung bewahrt hatte. Das am Ende der Kirche gelegene Grab der heiligen Genoveva, der Schutzpatronin von Paris, war mit leuchtenden Kerzen umstellt und eine Prozession kam gerade hinter dem Chor hervor.

Hinter dem Kreuzträger, von Altardienern und Chorknaben begleitet, wurde das Banner der Heiligen getragen, dem eine doppelte Reihe von Genoveva-Nonnen folgte; sie waren in Schwarz gekleidet, mit weißen Schleiern und trugen blaue Bänder um den Hals, an denen Medaillons mit Abbildungen aus der Legende hingen, dazu eine Wachskerze in den Händen, die in einer kleinen gotischen Laterne steckte, wie die Tradition es vorschreibt. Hinter den Nonnen kam die Geistlichkeit und zum Schluß der verehrungswürdige Erzbischof von Paris in der weißen Bischofsmütze, mit einem Chorrock bekleidet, der an beiden Seiten von seinen beiden Ministranten gehalten wurde.

Auf seinen Bischofstab gestützt bewegte sich der Prälat langsam vorwärts und segnete nach rechts und links die Menge, die niederkniete, wenn er vorüberschritt.

Eliphas sah den Erzbischof zum ersten Male; seine Gesichtszüge zeigten Milde und Güte, es schien in ihnen aber gleichzeitig eine gewisse Mattigkeit,

ja sogar der Ausdruck eines mühsam unterdrückten nervösen Leidens zu liegen. Die Prozession schritt vorüber, dem Ende der Kirche zu, kehrte durch das linke Seitenschiff zur Vorhalle zurück, machte am Grabmal der heiligen Genoveva eine kleine Pause und bog dann in das rechte Seitenschiff ein, immer vom Gesang der Litanei begleitet. Eine Menge Gläubiger folgte der Prozession, direkt hinter dem Erzbischof hergehend.

Nachdenklich und ergriffen von der feierlichen Stimmung mischte sich Eliphas unter die Leute, um leichter durch die Kirche, die gedrängt voll war, hindurchzukommen und die Ausgangstür zu erreichen. Die Spitze der Prozession war schon unter das Chor zurückgekehrt; der Erzbischof hatte das Gitter des Kirchenschiffs erreicht, das zu schmal war, um drei nebeneinander gehende Personen durchgehen zu lassen, und stand infolgedessen allein vorn; die ihn seitlich begleitenden Unterprälaten waren hinter ihn zurückgetreten, hielten aber noch immer die Zipfel seines Pluvials, das auf diese Weise offen stand und nach hinten gezogen wurde, so daß die Brust des Erzbischofs frei und nur durch die Stickereien seiner Stola geschützt war.

Da sahen die unmittelbar hinter dem Erzbischof Gehenden ihn plötzlich schwanken und hörten einen leisen Aufschrei.

„Was ist geschehen?“ wurde gerufen, es hörte sich

fast an wie: „Nieder mit den Göttinnen!" Aber man glaubte falsch gehört zu haben, so unpassend und sinnlos wären diese Worte an solchem Ort und bei dieser Gelegenheit gewesen. Aber der Ausruf wurde zwei- oder dreimal wiederholt, dann rief jemand: „Zu den Waffen!"
Die Menge wich zurück, überstieg Stühle und Barrièren und eilte dem Ausgang zu. Kinder weinten, Frauen schrien und Eliphas, von der herausdrängenden Menge fortgeschoben, wurde förmlich aus der Kirche getragen. Ein letzter Blick, den er unwillkürlich zurückwarf, zeigte ihm ein schreckliches und unvergeßliches Bild.
In der Mitte eines Kreises, der sich durch das erschreckte Zurückweichen seiner Umgebung gebildet hatte, stand der Prälat, allein, auf seinen Bischofstab gestützt und nur von dem steifen Brokat seines Ornats aufrecht erhalten, den die beiden Großvikare fallen gelassen hatten und der jetzt auf den Boden herunterhing. Das Schreckliche dieses Anblicks wurde durch alles das, was ihn umgab, noch erhöht. Der Kopf des Erzbischofs war leicht geneigt, seine Augen und seine freie Hand waren zum Himmel erhoben. Die ganze Tragik eines Märtyrers lag in seiner Miene ausgedrückt, es war eine Unterwerfung und ein Brandopfer, ein Gebet für sein Volk und seinem Mörder ein Vergeben.
Ein furchtbares Bild: Der Tag zur Neige gehend,

in der Kirche beginnende Dunkelheit, der Erzbischof mit seinen emporgehobenen Armen von einem letzten Sonnenstrahl, der sich durch das Schiff der Kirche stiehlt, beleuchtet, als Relief gegen den dunklen Hintergrund, aus dem ein Sockel ohne ein Standbild undeutlich sich abhob. Darauf die beiden Worte des Leidens Christi: Ecce homo! und noch weiter im Dunkeln ein apokalyptisches Gemälde, das die vier letzten Seuchen darstellte, die auf die Welt losgelassen sind und die Wirbel der Hölle, die dem staubigen Zuge des bleichen Rosses des Todes folgen.
Über dem Erzbischof hält und schwingt ein ausgestreckter Arm, der im Schatten eine unheimliche Silhouette bildet, ein langes Messer und all diesen Schrecken wie zum Trotz erklingt im Grunde der Kirche der Gesang des Kirchenchores weiter, als ob er sagen wollte: die Harmonie der himmlischen Sphären bestehet immerdar trotz Anfechtung, Aufruhr und Angst.
Eliphas Lévi sah noch, wie bewaffnete Wachleute herbeieilten, dann wurde er von der Menge durch die rechte Tür hinausgedrängt; fast im selben Augenblick öffnete sich die linke und eine Anzahl wütender Menschen stürzte heraus, einen Mann umtobend, der von fünfzig Händen gehalten wurde und den hundert Fäuste zu schlagen sich bemühten.

Der Mann beklagte sich später über die Mißhandlungen, die er von der Menge erlitten hatte.
Als ihn die Polizisten erblickt hatten, bemühten sie sich, ihn vor der Wut des Pöbels zu schützen und nahmen ihn in die Mitte. Frauen folgten ihm und schrien: „Schlagt ihn tot!“ „Was hat er denn verbrochen?“ fragten wieder andere Stimmen.
„Der Elende, er hat den Erzbischof erstochen!“ antworteten die Frauen. Andere Leute jedoch, die aus der Kirche kamen, machten gegenteilige Angaben und so schwirrten bald allerhand Gerüchte durcheinander.
„Der Erzbischof ist erschreckt worden und fühlt sich krank“, riefen einige; „er ist tot“, behaupteten andere.
„Habt ihr das Messer gesehen?“ fragte ein neuer Ankömmling, „es ist so groß wie ein Schwert und trieft von Blut.“
„Unser armer, edler Herr hat einen seiner Schuhe verloren“, jammerte ein altes Weib, die Hände ringend.
„Gar nichts ist passiert, rein gar nichts“, rief dazwischen einer der Türöffner, „ihr könnt hereinkommen, unser Herr ist nicht verwundet; man ist gerade im Begriff, ihn auf den Thron zu heben.“
Darauf machte die Menge Miene, wieder in die Kirche zurückzuströmen.
„Zurück, zurück!“ ertönte in diesem Augenblick

die ernste Stimme eines Priesters, „die Feierlichkeit kann nicht fortgesetzt werden, die Kirche wird geschlossen, sie ist entweiht worden.“
„Wie geht es dem Erzbischof?“ fragte jemand aus der Menge.
„Der Erzbischof liegt im Sterben“, antwortete der Priester, „und in diesem Augenblick ist er vielleicht schon tot.“
Bestürzt stob die Menge bei diesen Worten auseinander, um die unheilvolle Nachricht in Paris zu verbreiten. — — —
Da ereignete sich ein sonderbarer Vorfall, der Eliphas von seinem tiefen Schmerz ablenkte: mitten in dem Tumult hielt sich eine ältere Dame von ehrwürdigem Aussehen an seinem Arm fest und bat ihn um seinen Schutz. Es war seine selbstverständliche Pflicht, dieser Bitte zu willfahren und als sie aus der Menge heraus waren, sagte seine Schutzbefohlene, erleichtert aufatmend: „Wie glücklich fühle ich mich, einen Menschen getroffen zu haben, der dieses schreckliche Verbrechen beklagt, über das sich in diesem Augenblick so viele Schurken freuen.“
„Was sagen Sie, gnädige Frau?“ rief Eliphas, „kann es wirklich ein Wesen geben, das moralisch so verdorben ist, sich über ein derartiges Verbrechen zu freuen?“

„Still!" sagte die alte Dame entschlossen, „vielleicht werden wir belauscht."
„Ja," fuhr sie dann leiser fort, „es gibt Menschen, die über dieses Ereignis hocherfreut sind; da stand ein unheimlich aussehender Mensch vorhin in meiner Nähe; der sagte, als er gefragt wurde, was denn geschehen sei: ach, gar nichts weiter, es ist nur eine Spinne verreckt."
„Nein, gnädige Frau, das haben Sie sicherlich falsch verstanden, die Menge würde eine so scheußliche Bemerkung nicht geduldet haben; der Mann wäre auf der Stelle verhaftet worden."
„Wollte Gott, daß alle so dächten wie Sie," erwiderte die Dame. Dann fügte sie hinzu: „ich vertraue mich Ihrem Schutze an, denn ich sehe, daß Sie ein frommer Mann sind."
„Das ist durchaus nicht allgemeine Ansicht in der Welt", antwortete Eliphas.
„Ach, was bedeutet die Welt für uns!" rief die Dame erregt. „Sie lügt, ist verleumderisch, gottlos. Vielleicht spricht sie schlecht von Ihnen; ich wäre darüber nicht erstaunt. Wenn Sie wüßten, was die Welt von mir spricht, so würden Sie sehr wohl verstehen, warum ich ihre Meinung verachte."
„Spricht die Welt schlecht von Ihnen, gnädige Frau?"
„Das Übelste was man überhaupt sprechen kann."
„Was wäre das?"

„Sie beschuldigt mich der Gotteslästerung!"
„Sie machen mich stutzig. Welcher Gotteslästerung, wenn ich fragen darf?"
„Sie beschuldigt mich eines strafbaren Scherzes, den ich mir gegen zwei Kinder auf dem Montagne de la Salette geleistet haben soll."
„Was, Sie sind . . ."?
„Ja, ich bin Fräulein de la Merlière."
„Ich habe von Ihrem Prozeß reden hören, gnädiges Fräulein, und von dem Skandal, den er hervorgerufen hat; aber es scheint mir doch, daß Ihr Alter und Ihr Ansehen Sie vor einer derartigen Anklage hätten schützen sollen."
„Besuchen Sie mich bitte, mein Herr, und ich werde Sie meinem Anwalt vorstellen, Herrn Favre, einem begabten jungen Mann, den ich mich bemühe, zum Gottesglauben zu bekehren."
So sprechend waren die beiden in der Rue du Vieux-Colombiers angelangt. Die Dame dankte ihrem Beschützer und wiederholte ihre Einladung, sie zu besuchen.
„Es wird mir eine Ehre sein," sagte Eliphas; „wenn ich komme, werde ich beim Portier nach Fräulein de la Merlière fragen."
„Tun Sie das, bitte, nicht, ich bin unter diesem Namen hier nicht bekannt, fragen Sie nach Frau Dutruck."

„Dutruck, also gut; ich empfehle mich Ihnen", — und damit trennten sie sich. — — —
Der Prozeß gegen den Mörder begann und, als Eliphas Lévi in der Zeitung las, daß der Angeklagte ein Priester sei, der früher Landpfarrer in der Gemeinde Saint-Germain-l'Auxerrois war, und bis an die Grenze des Wahnsinns exaltiert zu sein scheine, da erinnerte er sich des blonden, jungen Priesters, der sich im vergangenen Jahre nach dem „Zauberbuch des Honorius" erkundigt hatte. Aber die Beschreibung des Mörders, die in den Zeitungen stand, widersprach seinem Verdacht, da sie ihn als schwarzhaarig bezeichnete.
„Er ist es also doch nicht," dachte Eliphas, „aber mir klingt noch heute der Ausspruch im Ohr, der dieses gräßliche Verbrechen vielleicht aufhellen würde: „Binnen kurzem werden Sie etwas von mir hören, Sie werden von mir reden hören." — — —
Der in all seinen schrecklichen Einzelheiten allgemein bekannte Prozeß wurde abgeschlossen und der Angeklagte zum Tode verurteilt. Am nächsten Morgen fand Eliphas in einer amtlichen Zeitung eine genaue Schilderung dieses in den richterlichen Annalen einzigartigen Falles und ein Schatten glitt über seine Augen, als er las: der Mörder ist blond.
„Er muß es also doch sein", sagte er sich. — — —
Ein paar Tage später zeigte ihm ein Bekannter, der

bei dem Prozeß zugegen gewesen war und versucht hatte, das Profil des Angeklagten zu zeichnen, eine Skizze.
„Lassen Sie mich diese Zeichnung kopieren", bat Eliphas, innerlich sehr erregt, erhielt die Erlaubnis und nahm die von ihm selbst angefertigte Kopie mit zu seinem Freund Desbarolles.
Ohne irgendwelche weitere Erklärung zeigte er ihm das Bild und fragte: „Kennst du diesen Menschen?"
„Ja", antwortete Desbarolles betroffen, „das ist doch der geheimnisvolle Priester, den wir damals bei Madame A. trafen und der magische Anrufungen vornehmen wollte."
„Richtig, mein lieber Freund; du bestärkst mich in meiner traurigen Gewißheit. Diesen Mann, den wir damals trafen, werden wir nie wieder sehen. Die Hand, die du damals geprüft hast, ist mit Blut befleckt. Wir haben in der Tat von ihm reden hören, wie er uns versicherte, denn — — — Kennst du den Namen dieses Priesters?"
„O Gott," rief Desbarolles aus, „ich fürchte, ich kenne ihn. Es ist der unglückliche Louis Verger." —
Einige Wochen später plauderte Eliphas Lévi mit einem Buchhändler, dessen Spezialität antiquarische Bücher über Okkultismus waren. Sie sprachen vom „Zauberbuch des Honorius".
„Man bekommt es jetzt selten zu sehen," meinte

der Buchhändler, „die letzte Abschrift, die ich davon besaß, verkaufte ich an einen jungen Priester, der mir 100 Franken dafür bot.“
„Einen jungen Priester? Können Sie mir ihn vielleicht näher beschreiben?“
„Natürlich, aber Sie müssen ihn doch selbst kennen, denn er sagte mir, daß er Sie besucht habe, und außerdem habe ich ihm doch selbst Ihre Adresse gegeben.“
So stand außer allem Zweifel: der unglückliche Priester hatte das verhängnisvolle Buch bekommen, hatte verschiedene Zitationen ausgeführt und sich durch eine Reihe von Gotteslästerungen auf den Mord vorbereitet. — Das ist in der Tat das Ziel, zu dem die höllischen Anrufungen im „Zauberbuch des Honorius“ hinführen und das war das Geheimnis und die Triebfeder dieser wahnsinnigen Fanatiker, dieser Eiferer gegen jede Ordnung, dieser Aufsässigen gegen jede Hierarchie — dieser Mörder.
Der unglückliche Louis Verger soll geglaubt haben, daß er seine Tat nicht mit dem Tode werden büßen müssen; er war überzeugt, daß der Kaiser gezwungen sein würde, ihn zu begnadigen. Eine ehrenvolle Verbannung würde sein Schicksal sein, sein Verbrechen ihn zu einer berühmten Persönlichkeit machen und die Verleger würden ihm seine Aufzeichnungen mit Gold aufwiegen. Er würde fabel-

haft reich werden, die Aufmerksamkeit irgend einer hochstehenden Dame auf sich lenken und sie irgendwo jenseits des Meeres heiraten. Durch ähnliche Versprechungen hatte dasselbe Teufelsphantom schon früher Gilles de Laval (Baron Retz) verleitet und von Verbrechen zu Verbrechen getrieben.

Ein Mensch, der fähig ist, nach dem Ritual des Honorius den Teufel anzurufen, ist schon so weit auf der Bahn des Lasters, daß er allen Arten von Halluzinationen und dämonischen Betrügereien willig Gehör schenkt. Auch Verger erhitzte sein Blut und erträumte sich ein Luftschloß — um auf dem Schafott zu erwachen. Denn die Irrwege der Verderbtheit bestehen nicht nur aus Narreteien, wie die Verurteilung dieses Verbrechers bewiesen hat. Der verzweifelte Widerstand, den Verger der Vollstreckung des Urteils entgegensetzte, fiel damals allgemein auf.

„Es ist nicht wahr!“ rief er, „ich kann nicht so sterben. Eine Stunde nur, eine einzige Stunde Aufschub, damit ich an den Kaiser schreiben kann; er wird mich retten!“

Wer hat ihn getäuscht? Wer hat ihm das Leben versprochen? Wer hat ihn vor der gräßlichen Tat an Vergebung glauben gemacht, die doch unmöglich war, da der Aufschub seiner Strafe das Volk aufrührerisch gemacht hätte?

Alles das muß man das „Zauberbuch des Honorius“ fragen. — — — Zwei Punkte in dieser tragischen Geschichte stimmen mit den Wundern des Mediums Home überein, von denen wir in einem früheren Abschnitt gesprochen haben: Das Brausen des Sturmes, das der abgefallene Priester bei seiner ersten Anrufung vernimmt, und die Schüchternheit, die ihn befällt, als er seine Absichten Eliphas Lévi gegenüber äußern soll.
Auch die Erscheinung eines Menschen, der sich freut, während alle andern entsetzt sind über das geschehene Verbrechen, und der inmitten der bestürzten Menge eine teuflische Bemerkung macht, kann noch mit in Betracht gezogen werden, — ein Umstand, der nur von der berüchtigten Ekstatikerin von La Salette, dem Fräulein de la Merlière, wahrscheinlich im Zustand der Verzückung bemerkt wird, einer Person, die den Eindruck einer anständigen Frau macht, wenn auch einer für gewisse Eindrücke sehr empfänglichen Sensitiven, die vielleicht lügt, ohne sich dessen bewußt zu sein, und unter einer Art von Somnambulismus handelt.

Der Krötenzauber gegen die junge Fürstin Mildred T.

In seinem Ritual der Magie bespricht Eliphas Lévi ausführlich alle möglichen Bezauberungen, von denen er grundsätzlich zwei Arten, die weiße und die schwarze, unterscheidet. Das Wesentliche der Weißen ist, wie er uns sagt, daß der sie ausübende Magier sich durchaus keiner Zeremonien bedient. Er entzieht sich nur dem Menschen, mit dem er früher in Verbindung gestanden ist. Ißt nicht mehr am selben Tisch mit ihm, oder wenn er unbedingt dazu genötigt ist, enthält er sich wenigstens, Salz von ihm zu nehmen oder ihm anzubieten. Über diese Art der Verzauberung durch einen Gelehrten der magischen Künste berichtet Lévi folgendes:
„Ein Gelehrter hatte eine Frau, die er heiß und zärtlich liebte, mit blindem Vertrauen auf ihre Liebe und Treue; sie aber war auf ihre Schönheit und ihren Verstand eitel und wurde schließlich auf die Superiorität ihres Gatten eifersüchtig. Sie haßte seine größeren Geistesgaben und in blindem Haß gegen ihn wurde sie ihm untreu, verließ ihn schließlich und lebte mit einem minderwertigen und unmo-

ralischen Menschen. Dieses Konkubinat war der Anfang ihrer Strafe, doch nicht ihr Ende. Der Gelehrte fällte über sie folgenden Urteilsspruch: „Ich nehme fort von dir deine Schönheit und deinen Verstand." Und siehe da — ohne daß sie wußte warum, verfiel sie plötzlich. Ein Jahr nach ihrer Trennung von ihrem Gatten war sie kaum mehr zu erkennen. In ihrem Äußern spiegelte sich das Bild des minderwertigen Menschen, mit dem sie lebte. Drei Jahre später war sie geradezu häßlich; nach sieben Jahren verfiel sie in Geistesumnachtung. „Dies geschah", sagt Eliphas Lévi, „zu meiner Zeit, ich habe beide Ehegatten gekannt."

Wesentlich anders ist die schwarze Bezauberung, die von Hexen und Magiern in Satans Namen ausgeführt wird. Dabei sind natürlich Zeremonien vonnöten, die Lévi in seinem oben erwähnten Buch der Reihe nach aufzählt und die wir auch teilweise unseren Lesern in der folgenden Geschichte zeigen werden.

Lévi erzählt in seinen zum Teil noch unveröffentlichten Londoner Tagebüchern folgendes charakteristische Erlebnis:

Als er in London war, verkehrte er viel im Hause eines Fürsten T., der ihn sehr schätzte. Dieser hatte eine blühende, junge Gattin, eine gläubige Katholikin, die er gegen den Wunsch seiner protestantischen Familie geheiratet hatte und mit der ihn

heiße Liebe verband. Wie der Gesellschaftsklatsch wissen wollte, hatte er sich um ihretwillen mit all seinen Verwandten überworfen und außerdem eine junge Italienerin vom Ballett, mit der er mehrere Jahre in freier Ehe gelebt, verlassen. Nun wurde die Fürstin eines Tages leidend. Die Ärzte vermuteten anfangs eine beginnende Schwangerschaft. Doch die Symptome der Entkräftung nahmen rasch zu und wiesen auf krankhafte Ursachen. Konsilien wurden abgehalten und Kuren versucht, doch alles blieb erfolglos, und der Zustand der jungen Frau verschlimmerte sich zusehends.
Im Hause des Fürsten verkehrte ein alter, französischer Abbé, der der Fürstin in alter Freundschaft zugetan war und der sich mit Eliphas Lévi über die Dinge dieses und jenes Lebens, über die er gleicherweise unterrichtet war, gerne zu unterhalten pflegte.
Eines Abends nach dem Dinner, als die übrigen Gäste schon fort waren, trafen sich die beiden im Salon. Der Fürst verließ sie für eine Weile, um in seiner Bekümmernis nach seiner Frau zu sehen, die gerade an diesem Tag besonders leidend war. Eliphas und Abbé C. blieben allein, in gedrückter Stimmung, bang um die junge Herrin des Hauses. Draußen lastete einer jener undurchsichtigen Londoner Nebel, der atembeklemmend durch Fugen und Spalten bis in die Häuser dringt. Die Lampen

brannten trüb. Da unterbrach der Abbé das Schweigen und griff heftig nach Lévis Hand. „Hören Sie, lieber Freund,“ sagte er flüsternd, „ich verlasse mich auf Ihre Diskretion, wollen Sie mich dieser versichern?“ Und auf Eliphas' zustimmende Bewegung fragte er eindringlich: „Was halten Sie von der Krankheit unserer Fürstin?“ Lévi zuckte die Achseln. Da fuhr der Abbé fort: „Ich habe allen Grund anzunehmen, daß es sich nicht um eine natürliche Krankheit handelt. Warum auch? Kenne ich doch Mildred seit ihrer Kinderzeit und nie hat es ein gesünderes Mädchen gegeben; und dann: diese seltsame Art des Dahinsiechens, dies tägliche Schwächerwerden, der rasche Puls ohne Fieber, — sieht es nicht aus, als ob Mildred geheimnisvoll verblute? Glauben Sie mir, sie steht unter dem Einfluß einer bösen Macht, die einen Zauber gegen sie ins Werk gesetzt hat. Wollen Sie mir beistehen, diesem Zauber zu begegnen?“

„Gerne! Ich bin zu Ihrer Verfügung.“

„Nun gut, dann kommen Sie heute noch zu mir. Ich werde versuchen, die dunklen Mächte zu befragen. Vielleicht kommt uns eine Antwort von drüben.“

Auf diese Weise vereinbarten die beiden Männer, sich eine halbe Stunde vor Mitternacht beim Abbé zu treffen. Eliphas mußte vorher noch heimgehen, um sich zu waschen, zu rasieren und umzukleiden.

Denn die Geister der mittleren Zone, die der Abbé anzurufen gedachte, verlangen besondere Umsicht in der Reinheit des Auftretens derer, die sie beschwören. Auch muß eine eigentümliche Tracht vor ihnen gewahrt sein. Sie dulden keinen Faden tierischen Gewebes, daher sind Wollkleider und Lederschuhe zu vermeiden.

Das Haus des Abbé lag auf Hampstead Heath im Nordwesten der Stadt und Eliphas wohnte damals bei einem Freund am Russel Square. Wer London kennt, weiß, wie weit diese beiden Orte voneinander abliegen. Daher hatte Eliphas wenig Zeit zu seiner Toilette und mußte sie bei aller Gründlichkeit mit einer gewissen Hast betreiben, wollte er pünktlich beim Abbé erscheinen. Etwas atemlos langte er dort an und klopfte mit dem Metalltürring gegen den hölzernen Türknopf. Der Abbé, ganz in Weiß, öffnete ihm selbst und führte ihn durch einen hohen kühlen Flur, über breite Treppen, deren Teppichbelag er nur fühlen, nicht aber sehen konnte, zu einem tiefen Gemach des ersten Stocks. Kleine schwelende Flämmchen in flachen Tassen, die einen erstickenden Weihrauch verbreiteten, waren die einzige, äußerst unzureichende Beleuchtung des unheimlichen Gelasses. Eliphas bemerkte (und er erfaßte es eher gefühlsmäßig, als daß er es wirklich sehen konnte), daß ein großer, kreisrunder Tisch in der Zimmermitte stand, auf dem das umgekehrte

Kruzifix, das Zeichen des Lingam, aufgepflanzt war. An diesem Tisch stand eine schmächtige männliche Gestalt.
„Mein Diener“, flüsterte der Abbé. „Sie wissen ja, daß die Dreizahl zu solch einer Beschwörung unerläßlich ist. Wollen Sie mit dem Anruf beginnen?“
Es war eine Höflichkeit des Abbé, dem Gaste die Beschwörung zu überlassen und Lévi nahm sie an, als Zeichen des Vertrauens, das ihm sein Freund entgegenbrachte. Der Abbé bewies damit, daß er Lévi für einen Meistermagier erster Ordnung halte, und riskierte seinen Kopf für seinen Glauben, denn die Mächte der mittleren Zone hätten es an ihm, als an dem Hausherrn, bitter gerächt, wenn unter seiner Ägide ein Unberufener sie beschworen und aus ihrer Ruhe gestört hätte. Mit sicherer Hand ergriff Lévi das Zeichen des Lingam und begann die Beschwörungsformel zu sagen. Dann griff er instinktmäßig nach links. Er wußte, es müsse da ein Gefäß mit geweihtem Wasser stehen, das man in einer Neumondnacht aus einer Zisterne geschöpft, und über dem man einundzwanzig Nächte betend gewacht hatte. Nun spritzte er das Wasser in alle vier Winkel des Gemaches. Der Abbé ministrierte und schwang das Weihrauchfaß. Die Luft im Gemach verdickte sich. Die Männer rangen nach Atem. Sie fühlten eine Felsenlast auf ihrer schweratmenden Brust, einen Druck um ihre Kehle und

um ihre Schläfen. Dann erleuchteten irrende Blitze den Saal, und sie bedeckten fromm die Augen, um den Geist, den sie gerufen, nicht durch einen unbescheidenen Blick zu verletzen. Laut und eindringlich fragte nun Lévi nach der Krankheitsursache der Fürstin Mildred. Eine Pause. Die Rauchschwaden wurden undurchdringlich. Den Erstickenden wollten die Sinne schwinden, Eliphas stürzte zu einem Fenster, um es zu öffnen, da hörte er, nicht mit seinem Ohr, sondern mit allen Nerven und Sinnen, nicht als Schallwirkung, sondern als Erkenntnis, die Antwort dröhnen; er blieb gelähmt, der Abbé stürzte an ihm vorbei zum Fenster, doch auch seine zitternden Hände konnten die Riegel nicht öffnen. Der Diener, der arme Statist, der der Beschwörung beigewohnt hatte, ohne viel davon zu verstehen, lag ohnmächtig auf dem Boden. Die Luft war nicht mehr atembar. Da erwachte Lévi aus seiner Betäubung, ergriff das Kreuz und schlug damit eine Scheibe ein. Kühle, feuchte Luft strömte in das Gemach. Der dicke Nebel fiel und es regnete fein. Lévi neigte sich tief aus dem Fenster in das kalte Bad von Luft und Nebelreißen. Und so blieb er lange. Die geheimnisvolle Antwort, die er nicht deuten konnte, und die eine furchtbare Anklage gegen ihn schleuderte, fieberte durch alle seine Nerven. Als er sich wieder ins Zimmer wandte, bebend, wenn schon mit klaren Sinnen, machte es

einen wesentlich anderen Eindruck als früher. Die Rauchschwaden hatten sich verzogen und die Dunkelheit dem Schein einer Lampe weichen müssen, in deren freundlichem Lichtkreis der Abbé und der Diener still hantierten. Lévi ging auf den sehr bleichen Abbé zu: „Wir haben die Geister der mittleren Zone erzürnt, aber wodurch? Haben Sie die Geisterantwort gehört?" Die angstvollen Augen des alten Mannes bejahten. „Ich schwöre Ihnen," rief Lévi heftig, „daß ich mit unschuldigen Händen das Zeichen gefaßt, ich schwöre Ihnen, daß ich nie im Leben einen Mord begangen habe. Sie müssen mir glauben, wenn auch die Aussage des Geistes gegen mich ist. Ich schwöre Ihnen, daß ich nicht weiß, mit welchem Recht er mich blutbefleckt nennen durfte." Damit war er zur Lampe getreten, deren Licht ihn voll traf. Da bemerkte er, wie der Blick des Abbé entsetzt auf ihm haftete, und er mit dem Finger abwechselnd auf Eliphas' Kinn und sein Vorhemd wies. Lévis Augen suchten und fanden einen Wandspiegel. Schnell ergriff er die Lampe und trat vor ihn hin. Er sah prüfend in das bleiche, priesterliche Gesicht, das ihm daraus entgegenblickte, und das ihm durch das Fehlen des gewohnten Bartes etwas entfremdet war. Sonst konnte er aber nichts Außergewöhnliches daran entdecken. Erst bei näherem Zusehen bemerkte er an seinem Kinn eine kleine Schramme, mit einem Tröpfchen ge-

trockneten Blutes. Auch sein Hemd zeigte die Spuren einiger Tropfen. Augenscheinlich hatte er sich bei der ihm ungewohnten Verrichtung des Rasierens geschnitten. Nun war das Rätsel gelöst und die Antwort des Geistes: „Mit einem Blutbefleckten spreche ich nicht" klar. Es handelte sich sozusagen nur um einen Etikettefehler.

Lévi fühlte sich beruhigt. Nicht so der Abbé. Als Eliphas sich umwandte, sah er den alten Mann wie gebrochen im Dunkel auf einem Sofa sitzen. Lévi stellte die Lampe auf den Tisch und trat zu ihm. Der Greis hatte das Gesicht in beide Hände vergraben, und aus den Bewegungen seiner Schultern entnahm Lévi, daß er weinte. Er versuchte einige beruhigende Worte. Da sah der andere auf. „Reden Sie mir nicht von Trost", sagte er. „Ich weiß wohl, das Unglück wäre nicht so groß, der Geist ist versöhnlich, und wenn wir dreimal einundzwanzig Tage abwarten, so ist mit den nötigen Opferungen und Gebeten ein zweiter Anruf möglich, aber verstehen Sie nicht? — inzwischen stirbt Mildred. Ich muß Antwort haben, schnelle Antwort. Ich weiß nicht, wo ich sie mir holen kann."

Lévi fühlte das Berechtigte in des Abbés Klage. Nach dem Zustand der jungen Fürstin war ein Zuwarten von auch nur einer Woche schon ziemlich aussichtslos. Er wußte sich und dem Abbé aber keinen Rat und schwieg.

Der alte Mann war aufgesprungen und ging mit etwas schwankenden Schritten in dem großen Saal auf und ab. „Ich muß die Antwort haben", sagte er, vor Lévi stehen bleibend, und eine fürchterliche Entschlossenheit sprach aus seinem Greisenblick. „Und ich werde sie mir zu verschaffen wissen. Sie aber, mein Freund, versprechen Sie mir, mich nicht zu verlassen."

„Ich habe Ihnen schon einmal gesagt, daß ich Ihnen zur Verfügung stehe, und dieses Wort gilt auch weiter."

„Dann bleiben Sie bei mir. In zwölf Stunden werden wir zu einer weiteren Beschwörung schreiten. Ich werde die Geister der unteren Zone anrufen."

Eliphas trat zurück und machte eine abwehrende Bewegung. „Sie, ein Sohn der Kirche," rief er, „nein, das hieße Gott versuchen. Und es wäre auch nicht im Sinn der frommen Fürstin. Das darf nie und nimmer geschehen."

„Alle Sünden werden vergeben," erwiderte der Abbé. „Und wer aus Liebe sündigt, wie sollte der verdammt werden? Ich kann nicht untätig dabei stehen und das Kind sterben sehen. Kommen Sie, wir wollen das Haus zu dem Anruf bereiten."

Nur widerwillig fügte sich Lévi seinem einmal gegebenen Wort. Doch sprach eine so eiserne Entschlossenheit aus Wort und Gehaben des alten Prie-

sters, daß er von vornherein wußte, jeder Widerspruch würde ungehört verklingen. Der Abbé entfaltete eine fieberhafte Tätigkeit; er holte bestimmte Gräser aus den Laden der großen Eichenkasten, die die Wände des Saales bedeckten. Soviel Eliphas in der Eile erkennen konnte, waren es fast durchaus Blätter der Aloe und getrocknete Ranunculaceen. Aus einem anderen Fache holte er getrocknete Beeren: die Früchte der Einbeere, der Belladonna und des Teufelskrautes. Dann schickte er seinen Diener mit dem Auftrag fort, Besen und Tücher zu holen und das Gemach einer gründlichen Reinigung zu unterziehen. Mittlerweile legte er sein weißes Obergewand ab, das er einfach zu Boden fallen ließ. Er erschien nun in einem gelben Untergewand. Er ergriff Eliphas' Hand und führte ihn aus dem Zimmer. Wieder tasteten sie im Dunkeln über eine Stiege, bis sie zu einem noch höher gelegenen Gemach kamen. Eliphas ließ sich blindlings führen. Der Abbé öffnete die Tür, schob ihn hinein und zündete eine Lampe an. Das Zimmer war offenbar ein Toilettezimmer. Zinnerne Waschständer und eine große, gläserne Wanne bildeten das Inventar. An den Wänden standen Flaschen und Fläschchen verschiedener Größe. Nun begann eine peinliche Reinigung, die mit genauen Zeremonien und Gebeten vor sich gehen mußte. Eliphas konnte sich nicht entschließen, daran teilzunehmen.

Er erklärte dem Abbé, daß er ihm zwar assistieren, nicht aber aktiv an der Beschwörung teilnehmen wolle. Nachdem die Reinigung beendet war, ging der Abbé zu einem Wandschrank und entnahm ihm die zum Teufelsdienste geforderten Kleidungsstücke und Requisiten. Über ein feurig rotes Unterkleid mußte ein schwarz und orange gesticktes Oberkleid gelegt werden. Eine Tiara mit Lapislazuli und Armreifen aus massivem Blei mit der Inschrift: Almalek, Aphiel und Zarahiel, vervollständigten den Anzug. Ein kurzes Schwert und ein Dolch, nicht aber die Zauberrute waren vonnöten. Als er sich einigermaßen angekleidet hatte, führte der Abbé Eliphas in das Nebengemach, augenscheinlich sein Schlafzimmer, und forderte ihn auf, sich zur Ruhe zu begeben, während er die Zwischenzeit bis zum Anruf der dunklen Mächte im Gebet verbringen wollte. Eliphas fühlte bereits die Folgen der Beschwörung in allen Gliedern. Sie sind überaus anstrengend und pflegen bei den Teilnehmern heftige Schlafsucht hervorzurufen. Er hatte sich kaum auf das Sofa gelegt, als ihm auch schon die Sinne schwanden.

Als Eliphas erwachte, stand der Abbé vor ihm und sah ihn an. Eliphas fühlte sich durch seinen Schlaf, der wie er an der Tageshelle des Gemaches bemerkte, stundenlang gedauert haben mußte, erquickt und gestärkt. Allerdings auch bei gutem Appetit.

Er erschrak über das geisterbleiche Antlitz das ihm entgegenstarrte und über den irren Blick des Abbés. Dieser sagte zu ihm: „Mein Freund, Sie sind ein Eingeweihter und werden es mir drum nicht verübeln, wenn ich das Gastrecht gröblich verletzen muß und Ihnen keinen Imbiß anbieten darf. Ich dachte Sie zu schonen und habe Sie drum so lang wie möglich schlafen lassen. Doch der Mittag und damit die Stunde der Beschwörung naht. Und ich muß Sie bitten, sich umzukleiden."
Eliphas stand auf und hüllte sich etwas widerwillig in das ihm gebotene Teufelsornat. Dann führte ihn der Abbé in den Saal, der gestern Zeuge ihrer mißlungenen Beschwörung gewesen war. Der Saal war in seinem Aussehen stark verändert. Mehr als ein Dutzend Fackeln gaben unruhiges Licht. Die Fenster und der Wandspiegel waren mit schwarzen Tüchern verhangen. Ein roter Laufteppich ging quer durch das Gemach. Alle Möbel waren entfernt worden, auch der Tisch fehlte. Der Abbé ging von Fackel zu Fackel und ließ in jeder ein Stückchen Schwefel verbrennen. Dann nahm er eine Tasse, in der außer den getrockneten Kräutern auch noch etwas Pech und Quecksilber enthalten war, und steckte es in Flammen. Das Pech und die Kräuter verbrannten, die kleinen Merkurkügelchen blieben auf dem Grunde der rauchgeschwärzten Tasse. Der Abbé sank in die Knie, berührte

dreimal mit seiner Stirn den Boden und begann den Anruf im Namen Chavajoths, Belials und Sachabiels. Dann wandte er sich gegen alle vier Richtungen der Windrose und nannte die Namen Samgabiels, Liliths, Molochs und Nahemals. Und dann betete er die lange Zauberformel. Ein starker, beißender Schwefelgeruch verbreitete sich durch das Gemach. Eine blaue Flamme tanzte von Osten nach Westen, von einer Zimmerecke zur andern. Da, wo sie verschwunden war, sprang ein feuriger Molch aus der Wand und blieb unbeweglich vor dem Abbé stehen. Mit versagender Stimme fragte ihn dieser nach der Krankheit der jungen Fürstin Mildred.

„Batrachos!" sagte der Molch mit Kinderstimme und verschwand.

Der Abbé blieb hingesunken mit der Stirn gegen den Boden. Der Schwefelgeruch verzog sich. Eliphas hätte nicht sagen können, wie lang er stand und wartete. Schließlich trat er zu dem Abbé; der rührte sich nicht. Er hob ihn auf. Die schmächtige Gestalt lag in tiefer Ohnmacht in seinen Armen. Eliphas faßte ihn kräftig und trug ihn die Treppen aufwärts bis in sein Schlafzimmer. Er entkleidete ihn und brachte ihn, ohne die Hilfe des Dieners in Anspruch zu nehmen, zu Bett. Dann erst benachrichtigte er den Diener und beauftragte ihn, Stärkungsmittel zu bringen.

Als er in das Schlafzimmer des Abbés zurückkehrte, fand er diesen bereits wach. Er lag unbeweglich mit starrem Blick, die Decke betrachtend. Eliphas setzte sich an das Lager.
Der alte Mann sagte mit gebrochener Stimme: „Auch dies umsonst. Meine arme Seele umsonst geopfert. Denn was heißt das: ‚Batrachos'? Was heißt dieses griechische Wort für Frosch? Was hat es in unserm Fall zu bedeuten?" Und dann versank der Abbé in schwermütiges Schweigen. Als der Diener Wein und Brot brachte, weigerte er sich, irgendwelche Nahrung zu sich zu nehmen. Eliphas, der hungrig war, aß, und blieb noch einige Stunden bei seinem Freunde in großer Angst. Doch der Abbé reagierte auf keinen Zuruf, sprach nicht, sondern lag wie in Erstarrung, bewegungslos, verzweifelt. Bei einbrechender Nacht entschloß sich Eliphas schweren Herzens heimzugehen. Er fragte in den nächsten Tagen regelmäßig um des Abbés und um der jungen Fürstin Befinden. Mildred schien einer raschen Auflösung entgegenzugehen. Der Abbé erwachte nicht zu tätigem Bewußtsein. Sein alter Diener war in größter Aufregung, denn sein Herr verweigerte die Nahrungsaufnahme und schien auf diese Weise seinem Leben ein Ende machen zu wollen. In tiefer Bekümmernis schloß sich Lévi in sein Zimmer ein. Die tragischen Folgen der sündhaften Beschwörung, die

er nicht hatte verhindern können, bedrückten und betrübten ihn. Während der langen einsamen Nachmittage vertiefte er sich in seine Bücher, seine Trösteinsamkeit.
Eines Tages las er im Enchiridion von Leo III., das er mittels des Schlüssels von Trithemius aus der kabbalistischen Geheimschrift entzifferte: „Ein beliebter Verwünschungszauber ist der sogenannte Froschzauber. Man nimmt einen besonders fetten Frosch oder eine Kröte, das Tier wird auf den Namen der Person getauft, die man verfluchen will. Man läßt es eine geweihte Hostie verschlingen, über der man die Formel der Verdammung ausgesprochen hat. Dann wird das Tier in ein Stück Gewand von der verfluchten Person eingehüllt, mit einer Strähne ihrer Haare zugebunden und irgendwo im Hause der behexten Person begraben, an einer Stelle, mit der sie häufig in Berührung zu kommen gezwungen ist, also etwa unter die Schwelle ihres Zimmers. Der Astralkörper des Frosches wird zum Vampyr werden und nächtlich ihr Blut saugen. Um diesem Zauber zu begegnen, muß man die Tierleiche finden und sie über einer Flamme aus Pech und Schwefel verbrennen. Dann wird der Fluch auf seinen Urheber zurückfallen und er und alle seine Mitwisser werden binnen vierundzwanzig Stunden sterben."
Das Buch entsank Eliphas' Händen. Er nahm

sich nicht die Zeit, es einzuschließen, wie er es gewöhnlich zu tun pflegte. Er griff zu Hut und Mantel und eilte wie gejagt durch die schon dunkeln Gassen Londons, dem Hause des Fürsten T. zu. Er wußte: hier war keine Zeit zu verlieren. Als er hinkam, empfingen ihn weinende Gesichter. Bebend blieb er an der Türe stehen und fragte den betrübten alten Diener: „Ist es vorbei?" „Die Fürstin hat die letzte Ölung empfangen! Die Ärzte haben jede Hoffnung aufgegeben. Sie liegt im Sterben."

„Ich muß zu ihr," sagte Eliphas. „Geschwind, ich habe, was sie retten kann." Und damit stürzte er an dem erstaunten Mann vorüber, zum Schlafzimmer Mildreds. Dort lief er dem Fürsten in die Arme. „Lassen Sie mich, mein Lieber", sagte er hastig und mit fliegendem Atem. „Sie kennen mich zur Genüge, um zu wissen, daß ich Ihres Vertrauens wert bin. Glauben Sie mir, noch ist nicht alle Hoffnung verloren. Solange die Fürstin lebt, braucht man nicht zu verzweifeln. Aber lassen Sie mich allein mit ihr und um Gotteswillen, fragen Sie nicht."

Etwas betreten wich der Fürst zurück und bedeutete Eliphas durch eine Kopfbewegung, daß sein Wunsch gewährt sei.

Nun trat Lévi in das Schlafzimmer der Fürstin. Er schloß die Tür hinter sich zu. Mildred lag vollkom-

men bewußtlos auf ihrem Bette. Ihre Augen waren offen, die Augensterne so verdreht, daß man nur das Weiße sah. Ihre Brust röchelte leise, ihre Lippen waren verfärbt. Eliphas warf nur einen flüchtigen Blick auf das Lager, dann riß er die Schwelle auf; das Holz widersetzte sich seinen bebenden Fingern. Er nahm sein Taschenmesser zu Hilfe, doch die Klinge brach. Mit der Kraft der Verzweiflung faßte er die Leiste mit beiden Händen, riß sich die Finger dran blutig, aber schließlich gelang es ihm, das Brett zu heben. Er fand nichts darunter. Wo sonst suchen? Er hob den Teppich, der das Gemach bedeckte, fand aber nichts darunter versteckt. Da gab es nur mehr eine Möglichkeit. Er trat zum Bett der Fürstin und hob die Sterbende von ihrem Lager. Kaum spürte er die leichte Last in seinem Arm, dann legte er sie möglichst sanft auf das Ruhebett. Und nun wühlte er in von Minute zu Minute wachsender Aufregung in den Decken und Kissen ihres Lagers. Er riß die Pölster auf und verstreute die Federn. In steigender Verzweiflung durchsuchte er die Bettstatt. Schließlich hob er die Matratze heraus und schnitt sie auf. Das Roßhaar quoll heraus und er vergrub beide Hände darin. Da fühlte er einen schwammigen Gegenstand. Er riß ihn heraus, ein Blick vergewisserte ihn, daß er das Gesuchte hatte. Er stürzte aus dem Zimmer, sagte dem Fürsten zwei Worte und eilte

ebenso schnell nach Hause, wie er gekommen war. Daheim angelangt, tat er, wie im Enchiridion empfohlen und verbrannte das Höllentier in Pech und Schwefel. Nachdem er das Fenster geöffnet und den übeln Geruch aus dem Zimmer gelassen hatte, überfiel ihn bleierne Müdigkeit. Angezogen warf er sich aufs Bett und verfiel augenblicklich in einen schweren traumlosen Schlaf.

Am nächsten Tag erfuhr er im Hause des Fürsten, dessen Dankbarkeit keine Grenzen kannte, daß die junge Fürstin tatsächlich die Krisis überstanden habe und auf dem Wege der Genesung sei.

Am darauffolgenden Tag hörte man in London von dem aufsehenerregenden plötzlichen Tode der Ballettdiva Marie Bertin. Zur selben Zeit verstarb eine nahe Verwandte des Fürsten, eine ältere Jungfrau ganz plötzlich.

Der Hexensabbath

Im fünfzehnten Kapitel seines „Rituals" beschreibt Eliphas Lévi die unheimlichste aller Zaubereien und magischen Zusammenkünfte, den Hexensabbath:

Die Heide lag pechschwarz in unruhiger Bewegung. Geisterhafte Töne kamen und gingen mit dem Wind. Eine unheimliche unirdische Uhr schlug zwölf Schläge.

Da unterbrach ein greller Trompetenton das nächtliche Schweigen. Der Wind heulte stärker. Blutrote Fackeln flammten auf allen Seiten auf und zerrissen die Nacht. Und seltsame, mißgestaltete Schatten, verzerrte, geisterbleiche Gestalten tauchten auf. Zottige Männer mit Bocksbeinen, Weiber mit verwitterten Zügen und schlohweißem oder brandrotem Haar, in dem der Wind wühlte. Mißtöniges Lachen kreischte auf. Sie reihten sich in einem Kreis rund um einen erhöhten Felsenblock. Plötzlich warfen sie sich zur Erde und schlugen mit den Stirnen auf den Boden. Mit einem Sprung hatte sich eine mächtige Gestalt auf den freigelassenen Thron gestellt. Der Höllenfürst war es. Er hatte den

Kopf eines Ziegenbocks. Seine nackte, zottige Gestalt zeigte den Busen einer Frau, die Geschlechtsteile eines Mannes. Er setzte sich rücklings auf den Thron und posaunte mit seinem bloßgelegten Hintern, der ein widerliches menschliches Antlitz zeigte, einen Gruß in die Versammlung. Dann hüpfte jeder einzelne aus der Versammlung vor, küßte den erhabenen Hintern beim Schein der Fackeln. Nachdem dies geschehen, setzte sich der Höllenfürst aufrecht auf seinen Thron und befahl mit einer gebietenden Handbewegung, daß die Opferung beginne. Zwei Weiber, mit hängendem Busen und zerrauften Haarsträhnen, deren nackte Leiber widerlich weiß wie faulendes Holz phosporeszierten, traten vor. Aus den Butten, die sie auf dem Rücken trugen, nahmen sie kleine, tote Kinder und begannen sie mit goldenen Dolchen zu zerteilen. Drauf warfen sie blutbefleckte Leichenlaken als Tischtücher auf den Boden und rüsteten ein grauenhaftes Mahl. Dann kamen vier nackte Männer mit verhüllten Gesichtern, die an einem Strick zwölf Gehängte schleiften. Sie fingen an, deren Blut abzuzapfen und, da es halb gestockt war, über einem Feuer aus Farnkräutern und Wacholdersträuchern in großen Trinkhörnern zu erwärmen und flüssig zu machen. Dann stürzte sich der ganze Kreis gierig zum Mahl. Die zahnlosen Kiefer der Weiber saugten an den weicheren Teilen und man hörte die

Knochen der Kinder unter den Bissen der faunischen Männer krachen. Männer und Weiber vermischten sich in wilden Orgien.
Der Wind hatte sich gelegt. Ein starker Blutgeruch lastete stinkend über der Heide. Kröten und widerliches Ungeziefer wimmelten unter den Gräsern und dann begann der nächtliche Tanz. Riesenkröten tauchten auf, die schrill auf umgekehrten Flöten bliesen und auf den eigenen Bäuchen trommelten. Und in scheußlichem Bocksprung vergnügte sich jeder Teufel mit seiner Hexe. Dann wandte sich Satanas wieder auf seinem Stuhl und ließ einen Trompetenstoß aus seiner Hinterseite in die Versammlung erschallen. Augenblicklich stand der Tanz. „Führt nun die Neugewonnenen vor," posaunte Satanas. Und in dem teuflischen Kreis, der sich grinsend mit mißtönigen Beifallsrufen von neuem schloß, tauchten bleiche, verzerrte Schatten auf. Das Schattenbild verhüllter Frauen, durch eine erste Lust in die Gewalt der Hölle geworfen, die aber noch nicht jegliche Scham verloren hatten und scheu an ihren Gewändern hielten, die ihnen böswillige Hexen und Teufel von Brust und Schenkeln reißen wollten, Frauen, die noch mit halbem Gebetsgestammel auf den entfärbten Lippen, das nie mehr erhört werden sollte, in diese Gesellschaft eingeführt wurden. Männer mit stolzen Brauen, von der Liebe zum Mammon oder zur Macht dem

Teufel in die Hände geliefert, die das widerliche Schandfest ringsum mit verachtungsvollen kalten Blicken streiften, Priester, die zum erstenmal vielleicht, das Keuschheitsgelübte gebrochen hatten, junge Nonnen, erst im Traum von sündiger Lust gestreift. All diese Anwärter des höllischen Feuers wurden aus dem Traum der Nacht für eine flüchtige Stunde Satan vorgeführt, um sich dann am nächsten Morgen, ermüdet und geängstigt, aber ohne klare Erkenntnis über das, was geschehen war, wieder in ihren Betten zu finden.

Die verwandelte Teegesellschaft

Eliphas Lévi bespricht im vierzehnten Kapitel seines „Rituals“ das Geheimnis der Transmutationen oder Verwandlungen. Er sagt darüber: „Warum wundert sich der heilige Augustin über die Verwandlung des Apuleius in einen Esel und seine Rückverwandlung zu menschlicher Gestalt? Warum sollten wir uns über die Verwandlung der Genossen des Odysseus wundern, die durch die Zauberin Circe zu Schweinen wurden? Wie viele Männer werden nicht vor unseren Augen durch ihre tierischen Instinkte so degradiert, daß sie beinahe wesenhaft in eine niedrigere Inkarnation versinken? Warum sollten dem Auge des Sehers frühere oder spätere Verkörperungen durch den Schleier der augenblicklichen Wesenheit hindurch nicht sichtbar werden können? Was ist wirklich? Was ist dieser jetzige Augenblick, der im nächsten stirbt? Der im vorgehenden noch nicht war? Leben ist Bewegung, ist Wechsel, Wandlung, Transmutation! Der Denkende weiß es und der Seher schaut es.“

In seinen letzten Tagebüchern aus Paris erzählt Eliphas eine psychologisch überaus interessante und

feine Begebenheit, die allerdings in seine Jugend zurückdatiert. Er war damals mit einem jungen Geistlichen namens Malard befreundet, der in den geheimen Wissenschaften ziemlich bewandert war. Als sie einmal über das Thema der Reinkarnationen und der möglichen Verwandlung eines Menschen in verschiedene Gestalten zu sprechen kamen, schlug ihm Malard ein kleines und höchst ungefährliches Experiment vor. Er sagte, Eliphas möge sich, wenn sie nächstens eine befreundete Gesellschaft besuchen würden, seinem Einfluß ganz aufschließen. Er würde dann merkwürdige Dinge zu sehen bekommen. Eliphas Lévi, der damals noch ein Neuling in den Geheimkünsten war, ging darauf ein. Am nächsten Tag trafen sie sich bei einer Teegesellschaft der Gräfin B. Diese war eine äußerst beliebte und geistreiche Dame der großen Welt, von außerordentlicher Gewandtheit und in den Salons um ihrer scharfen Zunge willen gefürchtet. Eliphas war schon damals Menschenkenner genug, um zu wissen, daß auf ihre Aufrichtigkeit nicht ganz zu bauen war. Doch man unterhielt sich gut bei ihr und machte darum von ihrer Gastlichkeit um so lieber Gebrauch, als zwei blühende Töchter ihren Salon verschönten. Die ältere, Alice, war dem Vater, einem nordfranzösischen Landedelmann, nachgeraten und für eine Französin eher etwas plump und temperamentlos.

Aber ihre Gutmütigkeit und die gesunde Schönheit ihrer achtzehn Jahre entschädigten dafür. Die jüngere, Marie, kam eben aus dem Kloster und war von einer ebenso feinen als liebenswürdigen Geistigkeit, deren reizende Schelmerei sich seltsam genug mit einer geradezu exaltierten Religiosität paarte.
Ein Kreis junger Leute hatte sich bald um die beiden Mädchen geschart. Da war vor allem der junge Graf von Solignac, ein etwas großmäuliger Südfranzose. Aufgeblasen, leer, aber entschieden tapfer und von bravouröser Ritterlichkeit. Er galt als großer Don Juan. Dann ein Baron von Ligny, den hauptsächlich die jüngere Tochter des Hauses anzog. Ernste Studien, in erster Linie theologischer Natur, füllten seine Tage aus. Eine grübelnde Geistesrichtung und ein Hang zu religiöser Schwermut, der ihm in seinem späteren Leben verhängnisvoll werden sollte, charakterisierten ihn. Ferner ein Herr von Ferron, Kavallerieoffizier, ein wackerer Trinker von etwas schwerfälligem Geist. Auch die Gräfin B. selbst, die noch immer schön war, hatte ihren Kreis von Verehrern. Vor allem einen alten klugen Abbé, dann einen Mann der Hochfinanz — wie man sagte, der begünstigste Besucher ihres Salons — dessen Börse reicher ausgestattet war als sein Geist, und schließlich einen wackeren Landedelmann, einen Freund ihres verstorbenen Mannes, der sich nie

davon abhalten ließ, ein paar seiner Hunde mit in den Salon zu bringen, wo er einen milden Stall- und Waldgeruch zu verbreiten pflegte.
In dieser Gesellschaft befand sich Eliphas mit Malard. Malard hatte sich neben seinen Freund gesetzt und sie beteiligten sich beide wenig an dem Gespräch, das schon bei ihrem Kommen lebhaft im Gang war. Es drehte sich um ein Thema, das damals alle Pariser Salons in Bewegung versetzte: um Geistergeschichten.
„Und Sie glauben wirklich diese dummen Bauerngeschichten", rief der Herr der Hochfinanz. Ligny sagte soeben: „Dergleichen Geschichten zu verbreiten, halte ich für sündhaft."
„Warum?" rief die muntere Marie. „Warum sollte Gott uns nicht auch nach unserem Hingang noch einen kleinen Spaziergang auf dieser Erde gestatten, als ermunterndes oder als abschreckendes Beispiel, je nachdem. Fort Caro", sagte sie zu dem großen Jagdhund, der seinen Kopf liebkosend auf ihren Schoß gelegt hatte und an ihrer Hand leckte. Doch sie kraute ihm dabei freundschaftlich die Ohren und der Hund blieb bei ihr.
In diesem Augenblick legte Malard seine Hand auf Eliphas Schultern. Dieser empfand etwas wie einen elektrischen Schlag. Er hörte noch das Gesellschaftsgespräch, vermochte ihm zu folgen und daran teil-

zunehmen. Aber ein leiser Nebel schien von der Lampe auszustrahlen und still auf die Anwesenden niederzutauen. Die Konturen verwischten und verschoben sich. Die Herrin des Hauses hatte jetzt das Wort ergriffen. Eliphas wandte sich ihr zu und sah mit Überraschung ihr hübsches, weißes Dekolleté sich in ein schimmerndes, schneeiges Fell verwandeln, ihr rundes Köpfchen war geradezu das einer Katze und in den rosigen Öhrchen schimmerten ihre großen Brillantboutons. Dabei sprach sie in sanft miauenden Tönen. Immerhin ergab sich ein Sinn daraus. Neben ihr stand der Abbé auf einem Bein, ein ganz reputierlicher Silberreiher in schwarzem Frack. Eben mischte sich Alice mit blöckenden Tönen in das Gespräch. Sie war ein sanftes Schaf geworden. Eliphas strich sich mit der Hand über die Augen. Er wollte den Zauber, vor dem ihm allmählich graute, bannen. Dann wandte er sich neuerlich der Gesellschaft zu und erkannte in Herrn von Ferron einen sympathischen Ochsen, der eben seinen Protest gegen den Spiritismus brüllte. Herr von Solignac krähte kräftig dazwischen und des hätte es kaum bedurft, um Eliphas von seiner Hahnenhaftigkeit zu überzeugen. Nicht ohne Scheu wandte er nun seinen Blick nach der kleinen Marie. Sie war kaum verändert. Nur ein hellerer Strahl schien auf ihrer Stirn zu wohnen und die goldenen Locken um ihren

Scheitel zu verklären. Neben ihr saßen zwei Männer. Einer, ein ernster Mann in der Tracht der Jansenisten, in dem Eliphas den jungen Ligny erkannte und der andere, der tief schweigend und ernst im Kreise der anderen saß, scheinbar ein junger Landedelmann, der sich vertraulich an Maries Knie lehnte, und den Eliphas bisher noch nicht bemerkt hatte. Lévi behielt die hübsche menschliche Gruppe im Auge unter all diesen Tieren. Da störte ihn ein heftiges Grunzen aus seiner Versunkenheit. Der Mann der Hochfinanz hatte sich in ein nicht allzu reinliches Schwein verwandelt. In diesem Augenblick berührte Malard aufs neue den Arm des Freundes. Der leise Dunst vor Eliphas Augen verzog sich und aus den Tierphysiognomien traten langsam und allmählich die Konturen der menschlichen Gesichter. In weniger als einer Minute war alles wieder beim alten. Doch der junge Jäger war spurlos verschwunden. Eliphas hatte kaum mehr Lust, in der Gesellschaft zu verbleiben. Eine Reihe von Fragen brannte auf seiner Zunge. Er wollte von seinem Freund alle möglichen Aufklärungen über das Rätselhafte seiner Vision. Und so verließ er das gastliche Haus der Gräfin nach kurzem Abschied. „Und jetzt sag mir", bat er Malard, als sich beide auf der Gasse befanden. „Sag mir eines, wieso war Marie fast unverändert? Nur verschönt, durchleuchtet, sozu-

sagen verklärt?" „Mein Freund," erwiderte Malard, „unsere Marie war in ihrer letzten Inkarnation offenbar schon eine kleine Heilige; durch welche Versündigung sie neuerlich auf Erden wandern muß, kann ich dir natürlich nicht sagen, vielleicht hat sie zu gern getanzt. Sehr groß kann ihre Schuld nicht gewesen sein, denn der Fall aus der Heiligkeit in die Gestalt der kleinen Marie B. ist kein allzu tiefer. Unser Freund Ligny war offenbar ein Jansenist, den seine Skrupelhaftigkeit, sein Verzweifeln an Gottes Allbarmherzigkeit, auf dem Weg zu einer höheren Inkarnation aufgehalten hat, so daß er noch einmal den irdischen Weg betreten mußte." „Und woher," fragte Eliphas nun, „woher kam der sympathische und so tiefschweigsame, kleine Jäger, der mit Mariechen so vertraut war?" „Oh, hast du ihn nicht erkannt? Ich habe mir in diesem Fall erlaubt, die Zeit vorzuschrauben, sowie ich sie bei den übrigen zurückgestellt habe. Der junge Jäger war die nächste Inkarnation des braven Jagdhundes." —

Vieles in diesen Schilderungen mag den Menschen unserer Zeit des lenkbaren Luftschiffes und der Radiotelegraphie absurd und unwahrscheinlich klingen. Wir wollen auch zugeben, daß schon Legendenbildungen in diese Berichte verwoben sein können. Man befände sich aber auf alle Fälle im Irrtum, wenn man glauben wollte, daß sich in der Gegenwart solche Dinge nicht mehr ereignen könnten.

Die Kenner der „Magischen Wissenschaften“ sind darüber ganz anderer Meinung; ja, sie behaupten, daß die satanischen Praktiken der schwarzen Magie heute wieder auf einem Höhepunkt angelangt sind, den sie seit den Tagen des finsteren Mittelalters nicht mehr erreicht hatten. Wir sehen zwar nur die W i r k u n g e n und schreiben sie anderen, äußeren Ursachen zu; diese sind aber in Wirklichkeit nichts anderes, als eben die e r s t e n Wirkungen jener dunklen Kräfte, deren Dasein die Menge verneint, weil sie die sie in Bewegung Setzenden nicht kennt.

INHALTSVERZEICHNIS

LITERATUR-NACHWEIS

1. Eliphas Lévis Werke (wie im ersten Abschnitt aufgeführt).
2. H. P. Blawatsky, Die Geheimlehre, Band 1/3. Theosoph. Verlagshaus, Leipzig 1920.
3. Ad. Desbarolles, Mystères de la Main, Vigot-Frères, Paris 1918.
4. Stanislas de Guaita, Essays de Sciences Maudites, (Au Seuil du Mystère), Chamuel-Carré, Paris 1896.
5. Kurtzahn, Der Tarot, die kabbalistische Methode der Zukunftserforschung als Schlüssel zum Okkultismus. Talis-Verlag, Leipzig 1920.
6. Magische Blätter, Mitteilungen über praktische Geheimwissenschaften, Jahrgang 1921, Heft 4/5. Talis-Verlag, Leipzig.
7. G. Meyrink, Der Golem, Kurt Wolff Verlag, Leipzig 1916.
8. R. H. Laarss, Das Geheimnis der Amulette und Talismane, Talis-Verlag, Leipzig 1919.
9. Neue Metaphysische Rundschau (Herausgeber Paul Zillmann). Groß-Lichterfelde, Band 18, Heft 3/4.
10. Papus, Traité méthodique des sciences occultes, G. Carré, Paris 1891.
12. Papus, Le Tarot des Bohémiens, G. Carré, Paris 1889.
13. Papus, Die Kabbala. (Deutsche Übersetzung von Nestler) Max Altmann, Leipzig 1910.
14. Sphinx, Monatsschrift für Geistesleben, 2. Jahrgang. Th. Griebens-Verlag (L. Fernau), Leipzig 1887.
15. Le Voile d'Isis, Revue mensuelle d'études ésotériques, Bibliothèque Chacornac, Paris 1911, 21. Jahrgang.
16. A. E. Waite, The Mysteries of Magic, G. Redway, London 1886.